

Leben in Adoptiv- und Pflegefamilien – Normalitäten und Krisen

Tagung vom 15. und 16. November 2018



Leben in Adoptiv- und Pflegefamilien – Normalitäten und Krisen

Tagung vom 15. und 16. November 2018

Ist der Alltag unserer Familie normal? Was ist überhaupt normal und wie können wir einer gängigen Norm gerecht werden? Was bedeutet es für uns, wenn wir das nicht schaffen?

Die Lebenswirklichkeiten von Adoptiv- und Pflegefamilien stehen im Fokus der bevorstehenden Tagung, zu der wir Sie herzlich einladen.

Der Transfer in die Praxis ist ein wichtiges Element der Tagung. In sogenannten Intermezzos spiegeln Fachpersonen die Erkenntnisse aus der Forschung und stellen das Gehörte in einen grösseren Kontext.

Ein besonderes Augenmerk gilt der Langzeitforschung von Thomas Gabriel und Samuel Keller. Seit 2009 forschen sie an der ZHAW zum Thema «Adoption – Untersuchung von Einflussfaktoren auf Kind und Familie». An der Tagung präsentieren sie die aktuellen Ergebnisse.

Im Rahmen dieser Veranstaltung wird Vertreterinnen und Vertretern der Forschung und der Praxis aus den zwei Bereichen Adoptiv- und Pflegefamilien ein gemeinsamer Raum für Austausch und Vernetzung geboten.

Überzeugen Sie sich selber vom Tagungsprogramm, welches die Veranstalter für die Tagung zusammengestellt haben.

Wir freuen uns auf Sie!

Amt für Jugend und Berufsberatung (AJB)
Bundesamt für Justiz (BJ)
PACH Pflege- und Adoptivkinder Schweiz
ZHAW Soziale Arbeit

Forschungstagung

Donnerstag, 15. November 2018, 9.00–18.00 Uhr

Öffentliche Veranstaltung für Fachpersonen, Forschende und weitere Interessierte

Programm

9.00–9.30 Uhr	Eintreffen
9.30–9.50 Uhr	Begrüssung André Woodtli, AJB
9.50–10.30 Uhr	Referat «Familie – die Praxis der Normalität» Prof. Dr. Michael Winkler, Friedrich-Schiller-Universität Jena
10.30–10.50 Uhr	Pause
10.50–11.50 Uhr	Referat «Familiennormalität nach der Adoption – Ergebnisse der Zürcher Adoptionsstudie» Prof. Dr. Thomas Gabriel und Samuel Keller, ZHAW
11.50–12.30 Uhr	Intermezzo Priti Aeschbacher, Erwachsene Adoptierte Heidi Steinegger, AJB Karin Meierhofer, PACH
12.30–13.30 Uhr	Mittagspause
13.30–13.45 Uhr	«Café au lait»
13.45–14.30 Uhr	Referat «De l'accueil familial à l'adoption de l'enfant confié: une possibilité ?» Dr. Nathalie Chapon, LAMES
14.30–15.15 Uhr	Referat «Normalität bei ehemaligen Pflegekindern» Dr. Daniela Reimer, Universität Siegen / ZHAW
15.15–15.35 Uhr	Pause
15.35–16.15 Uhr	Intermezzo Fabienne Sbaglia, ehemaliges Pflegekind Karin Gerber, Fachstelle Pflegekind Aargau Dr. Nicolette Seiterle, PACH
16.15–16.30 Uhr	«Café au lait»
16.30–17.00 Uhr	Referat «Von Blutsbanden zu sozialen Verwandtschaftsformen. Familie in einer Zeit des Übergangs.» Prof. Dr. Christina von Braun, Humboldt-Universität zu Berlin
17.00–18.00 Uhr	Apéro

Hinweis: Die Beiträge an der Forschungstagung vom 15. November 2018 werden simultan ins Französische und Deutsche übersetzt.

Vernetzungstagung

Freitag, 16. November 2018, 9.00–14.00 Uhr

Geschlossene Veranstaltung für Mitarbeitende von Zentralbehörden Adoption, KESB, Vermittlungsstellen, Aufsichtsstellen Pflegefamilien, Dienstleistungsanbietenden der Familienpflege (DAF) etc.

Programm

9.00–9.30 Uhr	Eintreffen
9.30–9.45 Uhr	Begrüssung Joëlle Schickel-Küng, BJ Karin Meierhofer, PACH
9.45–10.45 Uhr	4 Workshops* in Gruppen 1. Intimität und Öffentlichkeit Wann werden Krisen öffentlich? 2. Intervention und Nichtintervention Wo liegt die Grenze der Normalität? 3. Hilfsangebote für Adoptivfamilien Wie sehen professionelle Hilfssysteme aus? 4. Hilfsangebote für Pflegefamilien Welche Handlungsoptionen bestehen im Bereich Aufsicht?
	*Bei entsprechender Nachfrage wird ein Workshop auf Französisch durchgeführt.
10.45–11.15 Uhr	Pause
11.15–12.15 Uhr	Präsentationen der Erkenntnisse aus den Workshops
12.15–12.30 Uhr	Schlusswort und Dank Heidi Steinegger, AJB
12.30–14.00 Uhr	Gegenseitiger Austausch und Diskussion beim Mittagessen
14.00 Uhr	Ende der Veranstaltung

Referentinnen und Referenten

André Woodtli, Amtschef, AJB

Prof. Dr. Michael Winkler, Institut für Bildung und Kultur,
Friedrich-Schiller-Universität Jena

Prof. Dr. Thomas Gabriel, Leiter des Instituts für Kindheit,
Jugend und Familie, ZHAW Soziale Arbeit

Samuel Keller, Wissenschaftlicher Mitarbeiter,
ZHAW Soziale Arbeit

Dr. Nathalie Chapon, Sociologue, Laboratoire méditerranéen
de sociologie (LAMES)

Dr. Daniela Reimer, Universität Siegen/ZHAW Soziale Arbeit

Prof. Dr. Christina von Braun, Professorin für Kulturtheorie,
Humboldt-Universität zu Berlin

Intermezzo-Gäste

Priti Aeschbacher, Erwachsene Adoptierte

Heidi Steinegger, Leiterin der Kantonalen Zentralbehörde
Adoption, AJB

Karin Meierhofer, Geschäftsleiterin,
PACH Pflege- und Adoptivkinder Schweiz

Fabienne Sbaglia, ehemaliges Pflegekind

Karin Gerber, Leiterin Fachstelle Pflegekind Aargau

Dr. Nicolette Seiterle, Wissenschaftliche Mitarbeiterin,
PACH Pflege- und Adoptivkinder Schweiz

Moderation

Daniela Lager, Journalistin SRF und Moderatorin

Unterhaltung

«**Café au lait**», Afrotanzgruppe mit Kindern und Jugendlichen

Praktische Hinweise

Ort Renaissance Tower Hotel, Turbinenstrasse 20, 8005 Zürich

Kontakt PACH Pflege- und Adoptivkinder Schweiz
Karin Meierhofer, Geschäftsleiterin
info@pa-ch.ch, 044 205 50 40

Kosten **Forschungstagung**

CHF 250.– (inkl. Mittagessen und Apéro)

Ermässigter Tarif Forschungstagung

Studentinnen/Studenten, Adoptiv- und Pflegefamilien

CHF 150.– (inkl. Mittagessen und Apéro)

Vernetzungstagung

CHF 75.– (inkl. Mittagessen)

Pauschalpreis für die Teilnahme an beiden Veranstaltungstagen

CHF 300.– (inkl. Verpflegung)

Anmeldung Online bis spätestens 14. September 2018

www.pa-ch.ch/herbsttagung



Kanton Zürich
Bildungsdirektion
Amt für Jugend und Berufsberatung



Schweizerische Eidgenossenschaft
Confédération suisse
Confederazione Svizzera
Confederaziun svizra

Eidgenössisches Justiz- und Polizeidepartement EJPD
Bundesamt für Justiz BJ

PACH Pflege- und
Adoptivkinder
Schweiz

zh
aw Soziale Arbeit

Leben in Adoptiv- und Pflegefamilien – Normalitäten und Krisen

Referat im Rahmen der Forschungstagung vom 15. November 2018



Kanton Zürich
Bildungsdirektion
Amt für Jugend und Berufsberatung



Schweizerische Eidgenossenschaft
Confédération suisse
Confederazione Svizzera
Confederaziun svizra

Eidgenössisches Justiz- und Polizeidepartement EJPD
Bundesamt für Justiz BJ

PACH

Pflege- und
Adoptivkinder
Schweiz

**zh
aw**

Soziale Arbeit





Familie ist nicht digitalisierbar.

Sehr geehrte Damen und Herren
Liebe Kolleginnen und Kollegen

Herzlich willkommen! Herzlich willkommen im Renaissancehotel. Ich kann mir keinen besseren Tagungsort vorstellen, um heute über Familie nachzudenken, als ein Renaissancehotel. Sie wissen: Die Renaissance ist die Übergangszeit, die Übergangsepoche zwischen Mittelalter und Moderne. In der Renaissance wird das Bankwesen erfunden, die doppelte Buchhaltung; in der Renaissance wird die Zentralperspektive in der Malerei erfunden, die vermutlich auch die Zentralperspektive als neue Befindlichkeit des modernen Menschen zum Ausdruck bringt; in der Renaissance wird der Buchdruck erfunden, ohne den es heute auch kein Facebook gäbe; und in der Renaissance wird der erste Roboter erfunden: der automatische Ritter. All das in einer Zeit, in der das Erfinden, Veränderungen und Innovationen keineswegs den - heute üblichen - positiven Klang haben. Deshalb ist „Renaissance“ auch eine geniale Marketingstrategie: Man will das Neue und spricht von der Wiedergeburt. Man will vorwärts in die Moderne und tut als orientiere man sich rückwärts an der Antike. So steht Renaissance auch dafür, dass man nicht sagt, was man eigentlich will. Der Name einer ganzen Epoche ist eine versteckte Agenda: Man will Zukunft und behauptet Herkunft.

Forscher und Forscherinnen dagegen müssen ihr Forschungsinteresse transparent machen. Eine versteckte Agenda existiert allenfalls bezüglich eigener Ambitionen. Ein Forschungsvorhaben verspricht vielleicht mediale Aufmerksamkeit oder hat das Potenzial zu einem CV-Booster. Bei den Auftraggebern von Forschungsvorhaben sieht die Sache anders aus. Eine versteckte Agenda ist wohl keine Ausnahme. Jedenfalls war das bei mir so, als es um den Start unserer grossen Zürcher Adoptionsforschung ging. Und nach genau zehn Jahren getraue ich mich, dies hier offenzulegen. Der Auftrag des Amts für Jugend und Berufsberatung an die zhaw wurde vor zehn Jahren so umrissen:

- Welche Schutzfaktoren tragen zu gelingenden Adoptionen bei?
- Welche Risikofaktoren führen zu ihrem Scheitern?
- Wie interagieren im Prozess der Adoption Schutz- und Risikofaktoren?
- Wie steht es um die Verfahrensqualität bzw. wo liegt ein Verbesserungspotenzial im Rahmen von Abklärung und Bewilligung?

Wunderbar, dachte ich damals, und zudem – eben: meine versteckte Agenda – werden wir beim Nachdenken über Adoptionsfamilien auch etwas über Familien generell erfahren und auch darüber, was passiert, wenn Helfer und Helferinnen in den Innenraum von Familien eindringen. Nebenwirkungen von Familienhilfen – ein zentrales Thema für das AJB. Diese meine versteckte Agenda folgt der These, dass man am Besonderen, an der Zuspitzung,

am markierten Fall am besten das Nicht-Besondere, das Alltägliche, das Allgemeine erkennt. Am Besonderen erkennt man besonders gut das Nicht-Besondere bzw. das Besondere des Nicht-Besonderen. Das stimmt erst recht, wenn es um Familie geht – sie ist ja immer das Besondere. Nun: Die inhaltliche Konzeption der heutigen Tagung bestätigt mich in meiner nun nicht mehr versteckten Agenda. Daher ist es mir eine grosse Freude und vor allem ein fachliches Anliegen der Vorbereitungsgruppe und der ganzen Veranstaltungskoordination für die grossartige Konzeption, Planung und Durchführung der heutigen Tagung zu danken – das sind: Bundesamt für Justiz, PACH Pflege- und Adoptivkinder Schweiz, Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften, Departement Soziale Arbeit und Amt für Jugend und Berufsberatung. Allen voran Heidi Steinegger, der Leiterin der Zentralbehörde Adoption im AJB. Und schliesslich:

- Carole Johner von der Inhouseagentur für Medien und Kommunikation des AJB
- Joëlle Schickel-Küng vom Bundesamt für Justiz
- Karin Meierhofer von der PACH
- Thomas Gabriel, Samuel Keller und Severin Heidelberger von der zhaw
- Und Sarah Büchel von inoversum

Sarah Büchel hat nicht nur diese Tagungsvorbereitungen unterstützt, sie ist auch die Projektleiterin eines abenteuerlichen Projekts, das wir seit gut drei Jahren im Rahmen der Metropolitankonferenz durchführen und das unter dem Titel „Doing Family“ den Fragen nachgeht: Was ist Familie? Woher stammen unsere Familien-Leitbilder? Wie unterstützt die öffentliche Hand Familien und wie sollte sie sie unterstützen? Wir haben unter anderem im Rahmen dieses Projekts versucht, die Herstellungsleistungen - so der deutsche Sprachgebrauch für „Doing Family“ - von Familien zu beschreiben, so normativ-frei, so generell, so objektiv wie möglich. Und dass genau das nicht geht, haben wir erst akzeptiert, als wir selber daran scheiterten. Und nach dem Scheitern blieb die Frage zurück: Weshalb geht es nicht? Unsere Antwort ist noch nicht gesichert, aber ich möchte ihnen heute Morgen und als Einstieg in unsere Tagung eine Spekulation offerieren, die auf den Punkt gebracht lautet: Es geht nicht, weil Familien latenzgesättigte Milieus sind. Ich hoffe, Sie verstehen diese These nicht auf Anhieb und gestatten mir deshalb zum Schluss ein paar Überlegungen dazu.

Zu diesem Zweck knüpfe ich an die Ergebnisse unserer Zürcher Adoptionsstudie an, die Thomas Gabriel und Samuel Keller vor gut fünf Jahren im Rahmen der vierten schweizerischen Tagung zur internationalen Adoption in Zürich präsentiert und kurz darauf auch publiziert haben, unter dem Titel: Die Zürcher Adoptionsstudie: Kinder und Adoptiveltern in den ersten Jahren. Im letzten Kapitel des Buches, Konklusion und Empfehlungen, beschreiben sie sechs Schutzfaktoren, die ich sie nun bitte, mit auf Familie generell eingestellten Empfängern zur Kenntnis zu nehmen. Schutzfaktoren sind:

- wenn eine gute Unterstützung durch das soziale Umfeld möglich ist;
- wenn professionelle Unterstützung angenommen wird;
- wenn die Möglichkeit zur Reflexion von Ängsten und Idealen etc. besteht;

- wenn die Bereitschaft, sich zu verändern, erhalten bleibt;
- wenn es gelingt die eigene subjektive Wirklichkeit gültig zu machen;
- wenn es gelingt, die eigenen Familienerfahrungen und -bilder in einer eigenen Praxis zu normalisieren.

Diesen letzten Punkt nennen Gabriel und Keller: „Finden einer eigenen Normalität“. Sie merken, wie präzise diese Formulierung ist: Familie ist zwar das Besondere, aber darin nichts Besonderes. Die eigene Normalität ist keine unmittelbare Ausrichtung auf eine fremde bzw. generelle Norm, sondern das sich Einlassen auf einen permanenten Prozess, in welchem es der Familie gelingt, sich laufend alles, was passiert, anzueignen, zu eigen zu machen, zur eigenen Normalität zu machen.

Tatsächlich ist es so, dass genau das den allermeisten Familien so gut gelingt,

- dass man leicht übersieht, in welcher dramatischer Geschwindigkeit sich der Familienalltag laufend verändert. Um nur ein Beispiel zu machen: Die gesamte Erstausrüstung des Familienhaushalts, also Milchflaschen, Schnuller, Krabbeldecke, Babybalkon, Milchpumpe, Wickeltisch etc. landet bereits nach zwei bis drei Jahren auf dem Secondhandmarkt;
- dass man leicht übersieht, welche gewaltigen Dynamiken aufgrund von individuellen Entwicklungsprozessen, Gruppendynamiken und Ingroup/Outgroup-Prozessen permanent den Familienalltag prägen;
- dass man leicht übersieht, welche grossartigen Improvisationsleistungen alle Familienmitglieder an jedem einzelnen Familientag leisten und dass jeder dieser Tage mindestens vierundzwanzig Stunden zählt.

Also: Finden einer eigenen Normalität? Wie machen Familien das eigentlich? Woher beziehen sie die Kraft für diese Eigennormalitätsherstellung? Familien bewältigen das alles ja ohne explizite Leitbilder, ausformulierte Konzepte, aufgezeichnete Flussdiagramme, ohne Qualitätsmanagement und Controlling. Es gibt vielleicht einen Ämtliplan, einen Familienrat und eine Ferienplanung, es gibt selbstverständlich ein Set von Regeln zugunsten der Kindererziehung, aber alle diese Regeln bleiben kontingent und nicht wirklich plausibel zu machen, jedenfalls haben sie bereits verloren, wenn sie anfangen, Kindern die einzelnen Regeln begründen zu wollen. Wie also machen Familien das eigentlich? Damit bin ich – wie versprochen - definitiv bei meiner These angelangt, dass Familien latenzgesättigte Milieus sind. Familien beziehen sich auf latente Orientierungen, latente Haltungen und Wertesysteme und diese basieren auf Traditionen, eigenen Erfahrungen, massenmedial vermittelten Leibildern und vor allem auf eigenen Imaginationen darüber, was Familie ist oder sein sollte. Latent meint: All das bleibt, wenn man daraus schöpft, implizit, unausgesprochen, unbestimmt und verborgen. Dieses Latente nennt man in anderen Fachdiskursen auch: Kultur, Infomelles oder Unbewusstes. Als Ganzes bleibt dieser latente Arbeits- und Orientierungsspeicher des Familienlebens unverfügbar, obwohl er das eigentliche Betriebssystem

tem ist, ein hoch adaptives, sehr rasch arbeitendes und hinsichtlich von Ambivalenzen äußerst robustes Betriebssystem. Das Gegenteil dazu wäre ein komplexes Regelwerk expliziter Handlungsanleitungen, eine Doing-Family-Betriebsanleitung, die genau das zerstören würde, was sie zu gewinnen vorgibt. Niemals wären Familien in der Lage, ihr alltägliches Zusammenleben, Haushalten, Beziehungsgestalten, Spielen, Streiten, Lernen, Kommunizieren regelbasiert zu bewältigen. Das ist vergleichbar mit der Situation von kleinen Kindern, die eine Sprache lernen: Ohne Grammatik und ohne Wörterbuch.

Wenn also Familien als latenzgesättigte Milieus funktionieren, dann hat ein Verlust des latenten Betriebssystems gravierende Folgen. Was dann passiert, lässt sich ganz grob und vereinfacht zwei verschiedenen Typen familiärer Pathologien zuordnen: Erstarrung oder Auflösung von Familie:

- im ersten Fall ersetzt ein starres Regelwerk die Latenzen und hinterlässt eine kalte Funktionsmaschine;
- im zweiten Fall hinterlässt das ersatzlose Fehlen des latenten Bezugsrahmens eine amorphe Zusammenhangslosigkeit.

Ein intaktes latentes Betriebssystem ermöglicht es Familien ununterbrochen zu improvisieren und den dynamischen Alltag als eigene Normalität zu gestalten. Familie ist nicht digitalisierbar. Jeder algorithmische Eifer – und Verfahren oder Hilfen der öffentlichen Hand laufen stets Gefahr, mit einem solchen, durchaus als professionell verstandenen Eifer zu agieren (hierzu gehört auch, dass die öffentliche Hand Familien zunehmend und ausschliesslich als programmierbare kleine Bildungssysteme oder Gesundheitssysteme adressiert), zerstört, ist er erfolgreich, die latenten Grundlagen von Familie.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit und wünsche uns allen eine spannende Tagung, die uns am Besonderen das Besondere des Nicht-Besonderen entdecken lässt.

Leben in Adoptiv- und Pflegefamilien – Normalitäten und Krisen

Referat im Rahmen der Forschungstagung vom 15. November 2018



Kanton Zürich
Bildungsdirektion
Amt für Jugend und Berufsberatung



Schweizerische Eidgenossenschaft
Confédération suisse
Confederazione Svizzera
Confederaziun svizra

Eidgenössisches Justiz- und Polizeidepartement EJPD
Bundesamt für Justiz BJ

PACH

Pflege- und
Adoptivkinder
Schweiz

**zh
aw**

Soziale Arbeit



Christina von Braun

Von Blutsbanden zu sozialen Verwandtschaftsformen.

Familie in einer Zeit des Übergangs. (PACH, Zürich November 2018)

Die europäische Geschichte der Adoption ist durch die Tatsache belastet, dass Verwandtschaft in unserer Gesellschaft als leibliche Verwandtschaft definiert wird. Wie uns die anthropologischen Forschungen zeigen, geht jedoch die Mehrheit der Kulturen – sie reichen von Asien, über den Pazifischen Raum bis Afrika, Nordalaska und Lateinamerika – von einer Definition von Verwandtschaft aus, die nicht die Biologie in den Mittelpunkt stellt, sondern das gemeinsame soziale Leben und Handeln: Familie besteht aus den Menschen, die denselben Boden bearbeiten, von demselben Herd ernährt werden oder soziale Verantwortung für einander übernehmen. Diese Unterschiede zwischen der westlichen und den anderen Kulturen führten schon in der Kolonialzeit zu Konflikten und wirken sich noch heute aus.

So beschreibt die US-amerikanische Anthropologin Mary Weismantel das Beispiel einer Dorfgemeinschaft in Zambagua in den ecuadorianischen Anden. Die hier lebende Bevölkerung ist einerseits nah genug an den Industriezentren, um unter dem Einfluss der Moderne zu stehen, hält andererseits aber auch an den indigenen Traditionen fest. Äußerlich ähneln die Familien von Zambagua der heterosexuellen westlichen Kleinfamilie – es handelt sich also nicht um Clans oder Dorfgemeinschaften. Doch bei näherem Hinsehen zeigen sich beträchtliche Unterschiede. „Was in den Diskursen von Zambagua fehlt, sind diese Ängste über natürliche oder unnatürliche Eltern, die auf so bedrohliche Weise über die Imagination der Bewohner von Los Angeles bestimmen.“¹

Weismantel beschreibt das Wiedersehen – nach zweijähriger Abwesenheit – mit einer Gruppe von Menschen, zu denen sie bei früheren Forschungsaufenthalten ein enges Verhältnis entwickelt hatte: Man hatte sie in die Familie integriert und zur Patentante eines kleinen Mädchens, Nancy, gemacht, das während ihres ersten Aufenthaltes geboren wurde. Zu ihrem Erstaunen stellte die Anthropologin anlässlich ihres erneuten Besuchs fest, dass Nancy nicht mehr bei ihren leiblichen Eltern, sondern bei Heloïsa, der älteren und alleinstehenden Schwester des Vaters, Alfonso, lebte. Nancy nannte Heloïsa „Mutter“, und das Verhältnis zwischen den beiden war nicht nur pragmatischer Natur (Heloïsa hatte einen kleinen Getränkehandel und galt für dortige Verhältnisse als gut situiert), sondern auch von großer Zuneigung und Nähe geprägt – ein Faktor, der bei den leiblichen Eltern keine Verlustgefühle hervorrief, sondern Zustimmung. Wie Weismantel feststellte, war der Fall von Nancy und Heloïsa keine Ausnahme. „Während ich in der Gemeinschaft lebte, hörte ich den Begriff der ‚echten‘ Verwandtschaft nie von Mitgliedern der lokalen Bevölkerung, sondern nur einmal von einer Angestellten des Staates, die beauftragt war, die lokale Bevölkerung zu unterstützen und zu modernisieren.“

Bei dieser Staatsangestellten handelte es sich um eine Sozialarbeiterin in Ausbildung, die aus der Hauptstadt kam und für ein Jahr zum Landdienst abgeordnet

worden war. Sie war zufällig bei der Familie Iza zu Besuch, als die Anthropologin dort eingeführt wurde. Beide wurden empfangen vom Sohn des Hauses, einem jungen Mann um die dreißig. Das Gespräch verlief ruhig – bis zu dem Moment, wo ein verschlafenes Kind das Zimmer betrat, dem der junge Mann von nun an seine ganze Aufmerksamkeit widmete: Er gab dem Kind eine warme Suppe und strahlte beim Anblick des Kindes, das seinen Teller leerte. Weismantel berichtet: „Der junge Iza sagte, ‚dieses Kind war ein Waise, ein armer Junge, und ich habe ihn hierhergebracht, damit er als mein Sohn mit mir lebt. Wo er herkommt, gibt es nicht genug zu essen‘. Die Sozialarbeiterin gestikulierte wild und machte ihm Zeichen: ‚Sprich nicht so vor dem Kind‘, flüsterte sie, ‚er ist sehr jung. Vielleicht hat er Glück, vergisst seine Eltern und wächst im Glauben auf, dass du sein echter Vater bist‘. Iza, erstaunt und verletzt, erhob die Stimme, statt leiser zu sprechen: ‚Ich werde sein Vater sein‘, sagte er irritiert, ‚ernähre ich ihn nicht jetzt schon?‘“ Das Verhalten der Sozialarbeiterin beruhte auf der Vorannahme, dass bei fehlenden Blutsbanden die Verwandtschaft von Vater und Kind eine Heuchelei sei, denn in den westlichen Industrieländern gilt die Adoption als „kompensatorische Verwandtschaftsform“,² als „Notlösung“³, wenn die leibliche Verwandtschaft fehlt.*

Das soziale Verwandtschaftsmodell, das Elternschaft über das Prinzip Ernährung definiert, „war nicht atypisch für die Männer von Zumbagua, die Gendergesetze durchbrechen, um ihre väterliche Identität zu etablieren.“ Anders ausgedrückt: Der junge Iza wird erst dann zum Vater, wenn er bewiesen hat, dass er dazu fähig ist: durch die Pflege eines Kindes. „Niemand kann in dieser Gemeinschaft zum Vater werden, der es nicht schon einige Zeit gewesen ist.“ Bei den Zumbaguanern wird also die Substanz des Blutes durch die Substanz der Nahrung ersetzt – und diese etabliert ihrerseits eine Form von Leiblichkeit. „Die in einem Haushalt die Nahrung teilen, verfügen im ganz wörtlichen Sinne über dasselbe Fleisch. Hat erst einmal der kleine Junge von Iza so viele Mahlzeiten mit der Familie eingenommen, dass sein ganzer Körper aus demselben Fleisch besteht wie der ihre, wird das Band nicht mehr hinterfragt und ist real, für den Jungen wie auch für die Familie.“⁴ Im Modell der Blutsverwandtschaft dagegen wird der Mutter vor allem deshalb eine engere Beziehung unterstellt, weil die leibliche Verwandtschaft zu ihren Kindern nachweisbar ist. Dies gilt für die Vaterschaft erst seit 1984, als mit dem

* Diese Vorstellung von Adoption als einer ‚Notlösung‘ bestimmte auch über die frühe Anthropologie. Malinowski, der von der Universalität des biologischen Verwandtschaftsmodells überzeugt war, erschien die Einrichtung der Adoption für ein Konzept, das die ‚echte‘ Blutsverwandtschaft nachzubilden versuche: „Die biologischen Fakten werden von den kulturellen fast immer nur verstärkt, redeterminiert und umgestaltet.“ (Malinowski, Bronisław aw (1930), Parenthood – the Basis of Social Structure, in: F.W. Calverton, Samuel D. Schmalhausen (Eds.), The New Generation. The Intimate Problems of Modern Parents and Children, New York, S. 113-168, hier S. 137. Solche Aussagen widersprachen einer weltweiten Evidenz. In Polynesien zum Beispiel erfasst die Adoption in einigen Gegenden ein Viertel der Bevölkerung, in anderen sind so gut wie alle betroffen. (Weismantel, S. 699 f.) Malinowskis Einschätzung basierte auf dem westlichen „Glauben“ an die Blutslinie, und dieser führte dazu, dass sich viele adoptierte Kinder tatsächlich als „fragmentiert und unvollständig“ erfahren, solange sie nicht ihre leiblichen Eltern kennen. (Carsten, Janet (2004), Dies. (2004), After Kinship, Cambridge, S. 106.) Biologische Verwandte werden „als intrinsischer Teil des Selbst verstanden“. (Sahlins, Marshall (2013), What Kinship Is And Is Not, Chicago and London, S. 22.)

genetischen Fingerabdruck zum ersten Mal in der Menschheitsgeschichte der sichere Vaterschaftsnachweis gelang.

Wenn aber dem Vaterschaftsnachweis die biologische Evidenz fehlt, warum kam es dann ausgerechnet in unserer Gesellschaft, die bis vor kurzem ausschließlich patrilinear organisiert war, zu diesem Vorrang der Blutsverwandtschaft? Aus gutem Grund hatte sich die jüdische Gemeinschaft mit dem Beginn der Diaspora im 1. Jahrhundert entschieden, von dem patrilinearen Modell des biblischen Judentums zu einer matrilinearen Definition der Zugehörigkeit überzugehen. Seither ist Jude, wer eine Jüdin zur Mutter hat. Der nachweisbare mütterliche Körper wurde zum Ersatz für den verloren gegangenen Heimatboden. Neben das ‚portative Vaterland‘ der Thora⁵ trat so ein ‚bewegliches Mutterland‘.

Die griechische und römische Gesellschaft der Antike,, die über ein eigenes Territorium verfügte, hielt dagegen an der Patrilinearität fest. Allerdings sah sie in der Vaterschaft eine vornehmlich *geistige* Genealogie; die leibliche Abstammung galt als Nebensache. *Pater semper incertus est* hielt das Römische Recht ausdrücklich fest.* Ausgerechnet diese vom Gesetz und der väterlichen Macht bestimmte Verwandtschaftsdefinition erhielt den Namen der *consanguinitas*: Blutsgemeinschaft. Die Kinder desselben Vaters bildeten, soweit sie legitim und von ihm anerkannt waren, eine *consanguinitas*.⁶ Auf leibliche Kinder, die ein Vater z. B. mit einer Unfreien gezeugt hatte, wurde der Begriff nicht angewandt. Dagegen umfasste er alle adoptierten Kinder, und diese hatten oft einen höheren Status als die leiblichen.[†] Mit der *consanguinitas* konnte also nur ein symbolisches Blut gemeint sein.

Das Christentum übernahm einerseits die patrilineare Struktur der griechischen und römischen Antike, erhob andererseits aber auch Anspruch auf das Erbe der Hebräischen Bibel. Da das Judentum zu einer leiblich nachweisbaren Genealogie übergegangen war, geriet das Christentum unter Zugzwang. So entwickelte es ein patrilineares Konzept der Blutsverwandtschaft, das freilich nicht aus der Biologie, sondern aus der religiösen Symbolik des Blutes abgeleitet wurde. Ich will dieses Konzept, dessen Umsetzung sich über Jahrhunderte hinzog, kurz

* Zwar wurde in der Medizin die Zeugung bilinear gedacht, „Man ging davon aus, dass jeder Elternteil seine Eigenschaften, metaphorisch repräsentiert durch eine Substanz, auf das Kind überträgt.“ Moreau, Philippe (2013), *The Bilineal Transmission of Blood in Ancient Rome*, in: Johnson, Christopher H./ Bernhard Jussen/David Warren Sabeau/Simon Teuscher (Hg.) (2013), *Blood & Kinship. Matter for Metaphor from Ancient Rome to the Present*, New York, Oxford, S. 40-60, S. 41.) ‚Vaterschaft‘ war in erster Linie ein juristischer Begriff: Leibliche Kinder mussten erst durch einen formellen Akt der Adoption vom Vater anerkannt werden. In Rom konkurrierten so zwei Vorstellungen von Filiation: Die eine war bilinear/physiologisch, die andere wurde durch das Gesetz repräsentiert und war rein väterlich. Nur letztere wurde bestimmend für die Erblinien. (Ebda. S. 43.) Denn das geschriebene Gesetz war wichtiger als die biologischen Fakten. Das entthob die Gesellschaft des Problems, sich mit der Unsicherheit der leiblichen Vaterschaft auseinanderzusetzen.

† Die Adoption stellte in diesem Kontext eine genealogische Kette eigener Art dar: Meist handelte es sich um eine Genealogie der ‚Führerschaft‘, so etwa bei Augustus als Sohn Cäsars. Das *Procedere* unterlag einem komplizierten symbolischen Regelwerk, bei dem auch der ‚Scheinverkauf‘ eines Sohnes an seinen Adoptivvater eine Rolle spielen konnte. (Lübkers, Friedrich (1891), *Reallexikon der griechischen Antike*, Leipzig, S. 377. Gerade an der häufig praktizierten Adoption ist zu erkennen, dass der römische Begriff der *consanguinitas* alles Mögliche, nur nicht leibliche Vaterschaft meinte. Es handelte sich um eine geistige Vaterschaft, die durch das Gesetz (Schrift) und Erblinien definiert wurde.

umreißen, weil man nur so versteht, warum die Blutsverwandtschaft derartig ins Zentrum des westlichen Verständnisses von Familie rücken konnte. Im 5. Jahrhundert⁷ war festgehalten worden, dass Christus eine Person mit zwei Naturen sei – einer menschlichen und einer göttlichen –, die in seiner Gestalt eine ‚unvermischte‘ Form annimmt. So gab es auch zwei Arten des Blutes: das normale des sterblichen Menschen und das sakrale Blut Christi, das ewiges Leben versprach.

Dieses Modell übertrugen die mittelalterlichen Kronjuristen auf das Königtum: Auch der König habe zwei Körper – einen unsterblichen als Regent (*body politic*) und einen sterblichen wie jeder andere Mensch (*body natural*).⁸ Solange der König sein Amt ausübte, verlieh der *body politic* (das Korrelat zum göttlichen Leib Christi) dem natürlichen Körper Unsterblichkeit. Starb der König, so ging der unsterbliche Körper auf seinen Nachfolger über: Eine spirituellere Form von Genealogie ist kaum denkbar. Aber – hier zeigten die Juristen ihre säkulare Kompetenz – diese Erbschaft galt nur etwas, wenn sie sich mit einer leiblichen Genealogie verband: von Vater zum ältesten Sohn.⁹ Das königliche Blut wurde so „zu einer geheimnisvollen Flüssigkeit“¹⁰; zugleich verlagerte es sich in die Niederungen des Weltlichen. Vom Königtum breitete sich die Idee auf den gesamten Adel aus und schuf das ‚blaue Blut‘ einer bestimmten Klasse mit deren Privilegien. Aus dem ‚sakralen Blut‘ der Passionsgeschichte wurde so ein soziales Distinktionsmerkmal. Diese Vorstellung sollte die Struktur der Feudalgesellschaft über viele Jahrhunderte prägen und mündete nach der Französischen Revolution und der Entstehung des Nationalismus in die Idee ein, dass durch die Adern eines gesamten Volkes ein und dasselbe ‚Heilige Blut‘ fließe.

Die christliche Idee der Blutsverwandtschaft war der Grund für die strikte Ablehnung der Adoption. „Schon im 5. Jahrhundert wettete Salvianus gegen die Adoption, mit der Begründung, ein solcher Akt pfusche Gott ins Handwerk und bringe die Kirche um ihren Besitz.“¹¹ Indem die Kirche die Adoption untersagte, verhinderte sie, dass bei Familien ohne Nachwuchs das Vermögen an eine andere Familie ging und nicht an die Kirche.* Deshalb nannte Salvianus adoptierte Söhne „Kinder des Meineids“.¹²

Unter dem Einfluss dieser Entwicklung änderte sich die Bedeutung des Begriffs *consanguinitas*: Allmählich nahm er die heutige Bedeutung von ‚Blutsverwandtschaft‘ an und umfasste damit auch die mütterliche Linie. Andererseits war im Jahr 511 die *Lex Salica* erlassen worden, die Frauen von der Thronfolge ausschloss. In den darauffolgenden Jahrhunderten wurde Frauen allgemein die Erbberechtigung entzogen.† Damit waren die Voraussetzungen für die

* Zwar war die Pflegekindschaft weit verbreitet, aber sie implizierte weder eine Integration in die Verwandtschaftslinien noch Erbschaftsansprüche. An die Stelle der römischen Adoption setzte die Kirche die Paten, die nicht erbberechtigt waren. (Goody, S. 84, 17.)

† Ein solches patrilineares Recht war mit dem Römischen Recht vereinbar, nicht jedoch mit dem germanischen oder fränkischen Recht, das für Frauen einen gleichberechtigten Status vorsah. Es dauerte bis ins 17. Jahrhundert, bis die Frauen in allen Gegenden Europas aus den Erblinien verdrängt worden waren.

patrilineare Blutlinie gegeben, die bis in unser Zeitalter wirkmächtig geblieben ist. Das Adoptionsverbot verschwand erst im 19. und 20. Jahrhundert.*

Der Wandel vollzog sich mit dem Machtverlust der Kirche. In der Französischen Revolution wurde das Scheidungsrecht eingeführt.[†] Damit begannen soziale Formen von Verwandtschaft in den Vordergrund zu rücken. Es hatte sie zwar immer schon gegeben, sie waren nur vom Konzept der Blutsverwandtschaft überlagert, verdrängt worden. Allein das englische Wort für Verwandte, *relatives* (von *relation*, Beziehung), besagt viel: Verwandte sind Menschen, mit denen man ‚in Beziehung‘ steht.[‡] Auf einen ähnlichen Zusammenhang verweist auch die Herkunft des deutschen Wortes ‚Verwandtschaft‘: Das mhd. Wort ‚verwant‘ hatte ursprünglich die Bedeutung ‚sich einander zuwenden‘, ‚miteinander verkehren‘.[§]

Allmählich kamen neue Formen von Verwandtschaft auf – so etwa die Patchworkfamilie, in der nur ein Teil der Familienmitglieder miteinander leiblich verwandt ist.** Heute ist diese Verwandtschaftsform so selbstverständlich geworden,^{††} dass sie als Problemfeld in der soziologischen Forschung kaum mehr Thema ist.^{‡‡} Dafür hat sie in der Belletristik hohen Kurs.^{§§} Nachdem das schwierige Verhältnis zu den leiblichen Eltern schon seit Jahrzehnten ein durchgängiges Motiv der modernen Literatur darstellt, tauchen nun Werke auf, die explizit die Vorteile der sozialen Eltern thematisieren. So etwa der Roman von Annette Mingels *Was alles war*.

Die Hauptfigur ist eine Frau, die kurz nach der Geburt von der Mutter zur Adoption freigegeben wurde und dieser in fortgeschrittenem Alter zum ersten Mal

* In den USA wurde das Verbot, uneheliche Kinder zur Adoption freizugeben im 19. Jahrhundert aufgehoben; in Europa dauerte es bis ins 20. Jahrhundert.

† Allerdings wurde es vom Code Napoleon wieder zurückgenommen, als sich herausstellte, dass weitaus mehr Frauen als Männer die Scheidung einreichten. Dennoch setzte es sich im Laufe des 19. Jahrhunderts allmählich durch.

‡ Seine heutige Bedeutung von ‚Person aus derselben Familie‘ ist zum ersten Mal um 1650 verzeichnet.

§ Erst nach der mittelhochdeutschen Zeit erfuhr der Begriff eine Einschränkung auf seinen heutigen Sinn von leiblicher Verwandtschaft. Friedrich Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, Berlin, New York 1989.

** Diese Form von Verwandtschaft wurde in den 1990er Jahren häufig erforscht und problematisiert – etwa durch den Soziologen Anthony Giddens, der auch damals schon darauf hinwies, dass in vielen Familien die fehlende biologische Verbindung zu den Kindern durch eine Adoption ersetzt wird. (Giddens, Anthony (1997), *Sociology*, Cambridge, S. 156 f.)

†† Sie stellt nach der ‚normalen‘ Kernfamilie und Alleinerziehenden den dritthäufigsten Familientyp dar.

‡‡ Allerdings erscheinen viele Ratgeber. (Z. B. Bien, Walter/Angela Hartl/Markus Teubner (2002), *Stieffamilien in Deutschland. Eltern und Kinder zwischen Normalität und Konflikt*, Wiesbaden; Krähenbühl, Verena/Hans Jellouschek/Margarete Kohaus-Jellouschek (2001), *Stieffamilien. Struktur – Entwicklung – Therapie*, Freiburg i. Br.; Matzies-Köhler, Melanie (2014), *Das Patchworkfamily-Notfallbuch*, CreateSpace Independent Publishing Platform.) In der deutschen Übersetzung eines solchen tauchte 1990 zum ersten Mal der deutsche Begriff Patchwork-Familie auf. (Anne Bernsteins Buch *Yours, mine and ours. How families change when remarried parents have a child together* erschien unter dem deutschen Titel *Die Patchworkfamilie. Wenn Väter und Mütter in neuen Ehen weitere Kinder bekommen*, Stuttgart 1990.) Im Englischen ist eher von ‚blended families‘ die Rede.

§§ Der prägende Einfluss der Literatur auf die Verwandtschaftsverhältnisse begann schon im frühen 19. Jahrhundert. Paradigmatisch dafür Goethes *Wahlverwandtschaften*. Im 19. und 20. Jahrhundert kamen große Familienepen dazu wie John Galsworthys *Forsyte Saga*, Emile Zolas *Les Rougon Macquart* und Thomas Manns *Buddenbrooks*.

begegnet. Allmählich kommt sie zur Erkenntnis, dass sie die Ähnlichkeit mit der biologischen Mutter als Belastung, die zur Adoptivmutter aber als befreiend empfindet. Nicht weil die eine Mutter besser ist als die andere, sondern aus strukturellen Gründen. Was sie an der Adoptivmutter stört, so heißt es, „ist mir selbst fremd. Ich muss nicht befürchten, ihre Fehler zu wiederholen. Ich darf meine eigenen machen.“ Das gleiche gelte auch für ihre eigenen Stieftöchter: „Weder sehe ich in ihnen das gespiegelt, was ich schon bei meiner Mutter nicht mochte, noch müssen sie befürchten, jemals so zu werden wie ich. Die ganze leidige Mutter-Tochter-Kette ist durchbrochen. Hat das schon mal jemand festgestellt?“¹³

Mit der Legitimierung der homosexuellen Ehe nahm der Verwandtschaftsdiskurs noch einmal eine neue Wende – vor allem mit den Fortschritten der Reproduktionsmedizin.^{*} Anfang der 1990er Jahre, so die Anthropologin Kath Weston galt unter Schwulen und Lesben das Modell der Blutsbande als instabil, während den ‚Wahlfamilien‘ (die Anspielung auf Goethes ‚Wahlverwandtschaften‘ kommt nicht von ungefähr) mehr Tiefe, Sicherheit und Haltbarkeit zugesprochen wurden. Diese Einstellung änderte sich mit der Reproduktionsmedizin, die nun auch homosexuellen Paaren die Möglichkeit eröffnet, dass zumindest ein Elternteil mit den Kindern biologisch verwandt ist. Im Allgemeinen adoptiert der nicht-leibliche Elternteil das gemeinsame Kind. Heute ist die Adoption durch gleichgeschlechtliche Partner in den meisten europäischen und industrialisierten Ländern zugelassen.[†] Diese Änderungen sind die Folge von Genetik und Reproduktionsmedizin, die demnach zwei wichtige Neuerungen brachte: einerseits die Möglichkeit biologischer Nachkommenschaft für Homosexuelle, und andererseits die Ablösung der (mythischen) patrilinearen Blutslinie durch eine bilineare, d.h. männliche und weibliche Genealogie. Damit änderte sich auch die Situation für die Adoption.[‡]

^{*} Unter die Kategorie der Adoption gehören heute sowohl die Kinder, die nach der Geburt zur Adoption freigegeben werden, als auch die Embryo-Adoption, die in den USA und Großbritannien häufig praktiziert wird. Dabei handelt es sich um befruchtete Eizellen, die bei einer Kinderwunschbehandlung entstanden, kältekonserveriert sind, aber von den Erzeugern nicht mehr gebraucht werden. Auch in Deutschland wurden schon circa 50 Embryotransfers durchgeführt. Das Embryonenschutzgesetz von 1991 verbietet sie nicht. Da jedoch Eizellspende und Leihmutterchaft in Deutschland verboten sind, empfiehlt der Ethikrat, dafür eine gesetzliche Regelung zu schaffen. (Vgl. Tagesspiegel, 23. 3. 2016.) Die Embryo-Adoption macht die Angleichung der Adoption an die Blutsverwandtschaft sehr deutlich: Die Einpflanzung und das Austragen dieser Embryonen erlaubt es Müttern und Vätern, sich als biologische Eltern zu imaginieren. Insofern gehört auch die Kinder von Samen- und Eizellspenden in die Kategorie der Adoption.

[†] Die gemeinsame Adoption durch gleichgeschlechtliche Paare ist erlaubt in: Andorra, Belgien, Dänemark, Finnland, Frankreich, Großbritannien, Irland, Island, Kroatien, Luxemburg, Malta, Niederlande, Norwegen, Österreich, Portugal, Schweden, Spanien. Außerhalb Europas in: Argentinien, Brasilien, Israel, Kanada, Kolumbien, Neuseeland, Südafrika, Uruguay, USA (außer in Mississippi), in Australien und Mexiko nur in einigen Regionen.

[‡] Ab 1993 ermöglicht das Haager Abkommen über den Schutz von Kindern auch die transnationale Adoption. Diese ist weitgehend am Kindeswohl ausgerichtet und soll den Kinderhandel verhindern. Mit dieser Regelung, an der neben Privatpersonen auch Nationalstaaten und internationale Behörden beteiligt sind, wurde der Begriff des *kinning* (von kinship: verwandt machen) erfunden. Er umfasst drei unterschiedliche Varianten: verwandt machen durch die Natur (*kin by nature*); verwandt machen durch Pflege (*kin by nurture*); verwandt machen durch das Gesetz (*kin by law*). In Europa unterliegt die Adoption vornehmlich der dritten Kategorie

Die Reproduktionsmedizin brachte noch eine zusätzliche, überraschende Änderung. Die israelische Neurologin Ruth Feldman hat die Hirntätigkeit von schwulen Vätern von Kleinkindern untersucht und mit der von Müttern und Vätern heterosexueller Paare verglichen. Sie studierte die Veränderungen, die sich durch den Umgang mit einem Kleinkind bei den *care givers* ergeben. Die Fürsorge für den Nachwuchs ist ein *conditio sine qua non* des Überlebens der Art und deshalb ziemlich tief in der Hirntätigkeit verankert. „Diese Strukturen implizieren ein uraltes phylogenetisches Netzwerk emotionaler Verarbeitung, das sehr schnell überlebenswichtige Hinweise verarbeitet und Eltern dazu befähigt, kindliche Not zu identifizieren und darauf zu reagieren, um die Überlebenschancen zu erhöhen.“¹⁴ Man hielt diese Hirnstruktur für eng verbunden mit der weiblichen Anatomie und ging davon aus, dass sie durch Schwangerschaft, Geburt und Stillen aktiviert wird. Tieruntersuchungen hatten allerdings schon gezeigt, dass sich auch die Hirnstruktur von Männchen, die sich um Junge kümmern, verändern kann. Nun wies Feldman das gleiche für Menschen nach: Bei schwulen Vätern, die ohne mütterlichen Beistand auskommen, entwickelte sich eine ähnliche Hirnstruktur wie bei den Müttern. Zentren, die bei Müttern kleiner Kinder permanent aktiviert sind (bei den Vätern heterosexueller Paare aber nur für die Zeit des unmittelbaren Kontakts mit dem Kleinkind), charakterisierten auch die Hirntätigkeit homosexueller Väter mit Kleinkindern. Feldman konnte damit nachweisen, dass die *Tätigkeit* des *care giving*, nicht etwa Schwangerschaft oder Geburt zu einer neurobiologischen Veränderung des Gehirns führt. Das Hirn, so sagt sie, weise eine erheblich höhere Formbarkeit auf als bisher angenommen, und die Evolution habe sich neben der mütterlichen Fürsorge „auch in menschlichen Vätern andere Wege für die Adaption zur Elternrolle vorbehalten“.¹⁵ Feldmans Forschungen zeigen also, dass eine *soziale Rolle* zu Veränderungen der *Biologie* führen kann. Das Argument, dass sich soziale und kulturelle Rollen der Geschlechter von deren biologischer Beschaffenheit ableiten, wurde von der Studie auf den Kopf gestellt: Was die Versorgung der Kinder betrifft, erwies sich die angebliche ‚Natur‘ als ein Produkt kultureller und sozialer Faktoren. Auch die Geschwindigkeit, mit der sich diese Veränderung vollzieht – *eine* *Vaterschaft*, und schon verfügt das männliche Gehirn über alle Fähigkeiten zur mütterlichen Fürsorge – ist ein Indiz dafür, dass die Biologie in hohem Maß von der Kultur abhängt. Eine Untersuchung dieser Art hat es aus gutem Grund bisher noch nicht gegeben: Feldman betont, dass sich mit der schwulen *Vaterschaft* zum ersten

(Howell, Signe (2006) *The Kinning of Foreigners. Transnational Adoption in a Global Perspective*. New York/Oxford.), was für eine Annäherung des Verständnisses von ‚Verwandtschaft‘ an die soziale Definition spricht. Dagegen machen Adoptionsgesetze in einigen US-Staaten deutlich, dass die Adoption weiterhin als Ersatz für die Blutsverwandtschaft gedacht wird: Das Gesetz fordert die Auflösung, ja Auslöschung der Beziehung zur Abstammungsfamilie. Auf der Geburtsurkunde des Kindes werden die Adoptiveltern als ‚Geburtseltern‘ vermerkt. So entsteht, zumindest auf dem Papier, eine neue ‚natürliche‘ Herkunftsfamilie. (Yngvesson, Barbara (2010), *Belonging in an Adopted World. Race, Identity, and Transnational Adoption*. Chicago, London.) Das mag erklären, warum so viele Eltern daran festhalten, ihren Kindern die Adoption zu verschweigen. Im Zeitalter von DNA und der zunehmenden Anerkennung des Rechts von Kindern, über ihre biologische Verwandtschaft informiert zu werden, dürfte sich diese Rechtslage aber nicht lange halten können.

Mal die Möglichkeit einer solchen Forschung bot, und es gibt weitere Forschungen auf diesem Gebiet, die in eine ähnliche Richtung weisen. Eine junge Frau, die darunter litt, Kind eines unbekanntes Samenspenders zu sein (aber zugleich ein sehr gutes, ja liebevolles Verhältnis zu ihrem sozialen Vater hatte), las in einem Artikel zum „väterlichen Gehirn“ von diesen Forschungen¹⁶ und schrieb an den Autor, sie habe beim Lesen geweint, weil ihr klar wurde, dass „mein sozialer Vater auch zu meinem leiblichen Vater werden kann“. An ihrer Einschätzung änderte sich auch dann nichts, als sie ihren leiblichen Vater (über ein *sibling registry*) endlich ausfindig gemacht hatte.

¹Weismantel, Mary (1995), Making Kin: Kinship Theory and Zumbagua Adoptions, in: *American Ethnologist* 22 (4), S. 685-704, hier: S. 686.

²Ruth Cardoso z.B. spricht von „kompensatorischer Verwandtschaft“, vgl. Cardoso, Ruth (1984), *Creating Kinship: The Fostering of Children in Favela Families in Brazil*. In: Raymond T. Smith (Hg.), *Kinship Ideology and Practice in Latin America*, Chapel Hill, S. 196-203, hier S. 196.

³Keesing, Roger (1975), *Kin Groups and Social Structure*. New York, S. 12.

⁴Weismantel, S.689-695.

⁵Heine, Heinrich (1995), *Sämtliche Schriften*, München, Bd. 4, S. 483.

⁶Harders, Ann-Cathrin (2013), *Agnatio, Cognatio, Consanguinitas. Kinship and Blood in Ancient Rome*, in: Johnson/ Jussen/Sabeian/Teuscher (Hg.), *Blood & Kinship* (s. vorige Anmerkung), S. 18-39, hier S. 21, 26.

⁷Auf dem Konzil von Calcedon im Jahr 451.

⁸Aussage der Kronjuristen um 1550 (unter Elisabeth I.), zit. n. Ernst H. Kantorowicz, *Die zwei Körper des Königs. Eine Studie zur politischen Theologie des Mittelalters*, übers. v. Walter Theimer u. Brigitte Hellmann, München (dtv) 1990, S. 31

⁹Ab 1270 wurde in England und ab 1272 in Frankreich die Thronfolge als Geburtsrecht des ältesten Sohnes anerkannt.

¹⁰Kantorowicz, *Die zwei Körper des Königs*, S. 333.

¹¹Vgl. Goody, Jack (2002), *Geschichte der Familie*, Aus dem Englischen von Holger Fließbach, München, S. 59.

¹²Goody, S. 25.

¹³Mingels, Annette (2017), *Was alles war*, München, S. 262.

¹⁴Ruth Feldman et al, *Father's brain is sensitive to childcare experiences*, in: *Psychological and Cognitive Sciences*, Vol 111, No. 27, July 8, 2014, S. 9792.

¹⁵Feldman, *Father's brain*, S. 9795.

¹⁶Held, Tilo (2018) *Das väterliche Gehirn*, in: *Psyche*, Jg. 72, Februar 2018, S. 146-164.

Leben in Adoptiv- und Pflegefamilien – Normalitäten und Krisen

Referat im Rahmen der Forschungstagung vom 15. November 2018



Kanton Zürich
Bildungsdirektion
Amt für Jugend und Berufsberatung



Schweizerische Eidgenossenschaft
Confédération suisse
Confederazione Svizzera
Confederaziun svizra

Eidgenössisches Justiz- und Polizeidepartement EJPD
Bundesamt für Justiz BJ

PACH

Pflege- und
Adoptivkinder
Schweiz

**zh
aw**

Soziale Arbeit



Michael Winkler

Familie - die Praxis der Normalität

Der leider schon länger verstorbene Frankfurter Soziologe Karl Otto Hondrich war selten um eine kleine, freundliche Sottise, um nicht zu sagen: Provokation verlegen, vermutlich aus purem Protest dagegen, mit dem Hinweis auf die Frankfurter Provenienz sogleich einer Richtung zugeordnet zu werden. Er galt und gilt als konservativ, nicht zuletzt weil er als Anhänger Emile Durkheims stets darauf verwies, dass und wie – im weitesten Sinne des Ausdrucks – soziale Institutionen als solche einige Beharrlichkeit aufweisen, zudem mit einer Art Eigenmächtigkeit und Eigenlogik, ja Eigennützllichkeit operieren, die sie etwas störrisch gegenüber politischen Beeinflussungen und politisch induzierten Veränderungen machen. Wenn überhaupt lassen sie sich nur langsam verändern, manchmal tun sie das gar nicht, obwohl der Schein durchaus dafür spricht. Und manchmal führen sie dazu, dass gerade das Gegenteil von dem erreicht wird, was gewollt war: Als Beispiel kann man seine Philippika gegen fertilitätsfördernde Politiken nennen, die eher zur Jugendarbeitslosigkeit führen, man könnte aber auch überlegen, ob und wie nicht eine allein auf die Inklusion auf den Arbeitsmarkt zielende Genderpolitik massiv negative Konsequenzen für all die Bereiche nach sich zieht, die mit care, also mit der Sorge für die, im zeitlichen und räumlichen Sinne Nächsten bezeichnet wird; von Nancy Fraser über Tatjana Thelen bis Gabriele Winker gibt es ja einige Hinweise, die als unverdächtig gelten können, weil sie gar nicht aus dem konservativen Lager kommen. Im Grunde fragen sie nämlich alle darnach, ob nicht für den autoritären Markttradikalismus, vulgo: Neoliberalismus und seinen individualisierenden, singularisierenden und flexibilisierenden Effekten, für seine Zerstörung von nützlichen Institutionen ein allzu hoher Preis zu zahlen ist.

Hondrich schreibt allerdings den Verfechtern von Individualisierungsthesen, seien diese kritisch analytisch oder programmatisch gemeint, eines ins Stammbuch: die sozialen Bindungen werden wir nicht wirklich los. Sie bestehen beharrlich und verpflichten selbst dort, wo manche meinen, ganz Anderes zu tun oder tun zu müssen. Soziale Bindungen, Modelle des Lebens, konstitutionelle Praxen sind dabei empirisch wie normativ so stark und als Lebensentwürfe oder Ideen verankert, dass sie wirksam selbst dort werden, wo sich menschliche Akteure von ganzen Figuren des Idealen und Intentionen sich leiten lassen, die auf eine Sicherung des doch eher imaginativ Vorgestellten beruhen. Das macht eine besondere Schwierigkeit für die Forschung wohl aus: die familiäre Lebenspraxis als sinnhaft realisierte Sozialform hat eine eigentümliche Qualität. Sie ist geradezu bestimmt, ein eher fest vorgestelltes Ideal oder Konzept, wird aber selbst als immer glitschig und rutschig empfunden; man ist sich als Akteur dauernd gleichzeitig sicher und unsicher, meint auf dem rechten Weg zu sein, um dann doch massive Ängste zu entwickeln, von diesem abzukommen – zumal man selten weiß, wie das Geschehen wirklich

ausgeht, selbst von den größer gewordenen Kindern immer wieder überrascht wird: Davon etwa, dass sie – so eben erlebt - das Leben am und im bäuerlichen Hof quittieren, um eine abhängige Beschäftigung einzugehen, den Hof damit fast ruinieren, um nach ein paar Monaten kleinlaut wieder zu kommen. Oder, häufiger, dass die unordentlichsten Kinder als Große geradezu penibel werden und selbst als Eltern mit ihrer Rigidität die nun zu Großeltern Gewordenen fast ein wenig schrecken; klar: dabei spielen möglicherweise auch Veränderungen mit, die gar nicht intergenerationell sondern durch veränderte kulturelle Erwartungen interpretiert werden muss. Vermutlich handelt es sich dabei doch um Interaktionen. Allerdings besteht dabei ein nur vordergründiges Paradox darin, dass die faktische wie normative Stärke des ansonsten weichen Familienkonzepts sich insbesondere dann zeigt, wenn ein Gefühl der Verletzung entsteht, und zwar sowohl intern, im Kontext der jeweiligen Praxis, wie ganz besonders gewissermaßen extern, also in den Einflussnahmen auf die Praxis.

Damit habe ich die Absicht und Aufgabe meines Vortrages schon angedeutet; es geht mir darum, ein wenig grundlegend darüber nachzudenken und zu sprechen, wie wir Familie oder besser: Familien verstehen können, auch im Blick darauf, wenn sich Familien um Pflegekinder oder Adoptivkinder erweitern. Ich werde daher zunächst – erstens - einige Grundmerkmale ansprechen, um Familie gewissermaßen zu theoretisieren. Dabei spielt dann – zweitens - die Praxis der Normalität eine wichtige Rolle, in der ganzen Ambivalenz und Ambiguität, die sich dabei sofort andeutet. Ich werde dafür eine etwas anstrengende Überlegung vortragen, von der ich selbst nicht weiß, ob sie trägt. Sie könnte gleichwohl helfen, das insbesondere für Familien mit erworbener Elternchaft maßgebende Problem der Krisenbewältigung entschärfen – wobei eine – drittens - weitere Überlegung zu den für solche Familien geltenden Rahmenbedingungen die Angelegenheit wieder etwas düsterer aussehen lässt. Eine Schlussbemerkung soll dann doch etwas Trost spenden.

Methodisch mache ich ausdrücklich aufmerksam darauf, dass ich mich zum einen in – eher großsprecherisch formuliert - Sekundäranalysen auf aktuelle Forschungsliteratur beziehe, allzumal im Blick auf das, was man künstliche Elternschaft nennen kann. Der Ausdruck ist übrigens nicht gut, weil er möglicherweise schon den Blick verzerrt, die Rede von erworbener Elternschaft, wie sie Yvonne Gassmann empfiehlt, scheint schon besser. Jedenfalls: Die Möglichkeit, überhaupt Literatur heranziehen zu können und neu zu diskutieren hat ein wenig damit zu tun, dass die Forschungslage in den letzten Jahren sich deutlich verbessert hat - wobei man diese Entwicklung auch ein wenig kritisch diskutieren müsste, weil sie auf eine seltsame Spannung zwischen Inanspruchnahme des Lebensmodells Familie als solche und ihre Professionalisierung verweist. Zum anderen leiste ich mir einen Luxus und bekenne mich zu diesem, den im methodenverliebten Wissenschaftssystem sich nur der leisten kann, der sich nicht mehr qualifizieren muss: Ich schaue hin, sammle Beobachtungen und Berichte, denke über die kontextuellen Bedingungen nach, in welchen sie entstanden sind, versuche zu verstehen; man könnte dies

als eine Art Phänomenologie bezeichnen, wäre dieser Ausdruck nicht schon wieder überlastet. Es ist mir klar, dass über die Objektivität und Reliabilität der so gewonnenen Daten sowie über die Wahrheit der Aussagen gestritten werden kann. Sie sind mithin nicht so wissenschaftlich gesichert, wie sie das sein sollten; aber zum einen bin ich mir gar nicht mehr so sicher, was in den neuen Konstellationen von Politik, Öffentlichkeit, Fachverbänden und Wissenschaft überhaupt noch das Prädikat des Wissenschaftlichen verdient, zum anderen bin ich schon zufrieden damit, wenn die Überlegungen ein wenig das Denken anregen, abgesehen davon dass einige Übereinstimmungen in den verfügbaren Untersuchungen doch Überlegungen aufdrängen, die in den Untersuchungen so selbst nicht möglich sind.

1. Eine kleine Theorie von Familie¹

Das – wenn man so will – gleichermaßen theoretische wie vor allem praktische Problem besteht nun – erstens - darin, dass Familie bzw. besser: Familien ziemlich eigenartige Sozialformen sind. Sie sind das schon in ihrer Genese und Konstitution – wobei hier schon das angedeutete Wissenschaftsproblem sichtbar wird, weil Familie ebenso in der Perspektive einer naturwissenschaftlich und evolutionsbiologisch ausgerichteten Anthropologie wie in der einer zudem vielleicht noch historisch interessierten Sozialwissenschaft gesehen werden kann; und möglicherweise stellt sie sich der Sozialpädagogik noch einmal anders dar.

Worin gründet die Eigenart der Sozialform Familie? Man könnte, etwas paradox sagen: Familie und Familien sind der Musterfall von Vieldeutigkeit; wobei vielleicht gerade die besondere Provokation liegt, die sie heute mit sich bringen. Wider die gerne gepflegte Behauptung von der Vielfalt, der Pluralität und Heterogenität moderner Gesellschaften und ihrer Kulturen tendieren diese offensichtlich zur Normierung, zur Standardisierung, zu dem, was Thomas Bauer „Vereinheitlichung der Welt“ nennt.²

Bei Familien gelingt das offensichtlich nicht so einfach, obwohl sich Tendenzen dazu erkennen lassen, nicht nur wenn es um gleichsam teilprofessionalisierte Familien geht, sondern überall dort wo – insbesondere über die asozialen Medien – wirkliche und vorgebliche Expertise ausgetauscht hat. Dennoch gelingt die Standardisierung von Familien nicht, weil wir bei diesen mehr oder weniger mit einem natürlichen Zusammenhang zu tun haben, der vor allen ihm dann doch beeinflussenden geschichtlichen und sozialen Rahmungen und Bedingungen zum einen durch ein generatives Nacheinander bestimmt ist; ein Nacheinander, das meist biologisch, mithin durch leibliche Verwandtschaft entsteht, aber auch

¹ Vgl. Winkler, Michael: Erziehung in der Familie. Innenansichten des Alltags. Stuttgart 2012; Funcke, Dorett / Hildenbrand, Bruno: Ursprünge und Kontinuität der Kernfamilie. Einführung in die Familiensoziologie. Wiesbaden: VS 2018. Krüger, Dorothea, Christa / Herma, Holger / Schierbaum, Anja (Hrsg.): Familien(n) heute. Entwicklungen, Kontroversen, Prognosen. Weinheim und Basel: Beltz 2013

² Bauer, Thomas: Die Vereinheitlichung der Welt. Über den Verlust an Mehrdeutigkeit und Vielfalt. Stuttgart: Reclam 2018

durch Entscheidung hervorgerufen werden kann.³ Zum anderen bestimmen Familien sich als praktische Synchronisierung von Lebensläufen, die ihrerseits wesentlich auf biologisch bedingten Entwicklungs- bzw. Alterungsprozessen aufbauen. Kurz: es geht um eine im Regelfall natürlich bedingte temporale Relativierung von Personen, die aus dieser Relativierung nicht mehr herauskommen, sie jedoch zum Anlass nehmen, sich aufeinander als zugehörig zu begreifen. Dabei wird der Kreis der Zugehörigkeit unterschiedlich weit gefasst, begrenzt in der Regel durch die Vorstellung einer gemeinsam geführten und erfahrenen Lebenspraxis – wobei auch diese noch auf symbolischer, imaginiertes oder wenigstens kommunikativ realisierter Zugehörigkeit besteht. Abwesende, gleich ob sie zu Tode gekommen sind oder weit entfernt leben müssen, werden als familienzugehörig angesehen – das zeigen Geschichten von Auswanderern oder aber heute Skype-Familien recht gut.

Familien sind mithin – zweitens - Sozialgebilde, die auf eine aufregende Weise stabil und instabil gleichermaßen sind; analog zu den ungenauen und unbestimmten Begriffen, die wir in weiten Bereichen alltäglich gebrauchen, kann man sie als ungenaue Realitäten fassen. Unabhängig von der tatsächlichen Größe, meist freilich im Blick auf die sogenannte Kernfamilie wird man daher festhalten, dass Familien schon strukturell stets in einer Spannung gelebt werden, die zwischen grundlegender Ähnlichkeit und hochgradiger Differenz besteht; Familien sind Familien, aber als solche in einem Maße unterschiedlich, dass es schwer fällt, jenseits kulturell geprägter und dann doch wiederum eigenartig realisierter Praktiken Gemeinsamkeiten zu finden.

Deshalb empfiehlt es sich, von Familie als einem *Sinnkonzept* zu sprechen – vermutlich wird dieser Sozialzusammenhang durch eine hoch abstrakte Bedeutungseinheit gefasst und hergestellt. Es hört sich ein wenig spekulativ an, wird aber durch die Beobachtungen gedeckt, die sowohl in der Anthropologie, auch in der evolutionsbiologisch gefärbten wie aber in historischen und sozialwissenschaftlichen Studien gemacht werden: Offensichtlich trägt die Idee, wenn nicht die Erzählung von Familie dazu bei, den Zusammenhang zwischen Natur und Geschichte wie Gesellschaft zu fassen, der sich in dem engen Sozialraum konzentriert, den die Beteiligten dann als Familie verfassen; man kann dies übrigens in Texten noch erkennen, die in der Familienforschung als eher apokryph denken, etwa in Bettelheims Kibbutz-Studie „The Children of the Dream“. Um es so zu formulieren: Organisatorisch hat die Kibbutz-Erziehung gut funktioniert, nur die Idee der Familie blieb außen vor.

³ Man muss schließlich bedenken, dass die hohe Müttersterblichkeit und auch die Kindersterblichkeit noch bis Ende des 19. Jahrhunderts den Familien und ihren verbleibenden Angehörigen dauernde Veränderungen der personalen Zugehörigkeit abverlangt haben; das Bühnenstück Familie wurde in der Vergangenheit viel experimenteller und mit viel häufigerer Veränderung sogar in den Hauptrollen durchgeführt. Was gegenwärtig allzumal in der Forschung in den Fokus gerückt wird, ist eher eine rare Form von familiärer Konstanz, für die man nun Wandlungen behauptet, die viel mit den historisch und gesellschaftlich gegebenen Zäsuren verbunden sind, die das 20. Jahrhundert bestimmt haben.

Begriff und Idee, am Ende die ihnen folgenden Praktiken verfügen über eine lange Kontinuität; der Ausdruck Familie bzw. analoge Wortschöpfungen mit einem vergleichbaren, dann aber doch immer auszuhandelnden Bedeutungsgehalt weisen eine lange Kontinuität und Traditionsgeschichte auf. Es gibt also eine Art *longue durée*, die möglicherweise tiefer im kollektiven Bewusstsein der menschlichen Gattung verankert ist, als die Behauptung von den unterschiedlichsten Realitäten festhält – die übrigens möglicherweise zum Begriff der Familie selbst gehört, dabei eng verbunden ist mit einem dieses Sozialgebilde selbst stabilisierenden Zeigeakt; mit der Deixis, in der darauf verwiesen wird, dies sei meine Familie, diese oder jener gehöre zu meiner Familie, eine Deixis, die keineswegs notwendig auf Blutsverwandtschaft verweist, wie sich allzumal bei Pflege- oder Adoptivkindern regelmäßig zeigt.

Drittens muss man daher begreifen, dass und wie Familien nur als lebendige Praxen zu verstehen sind, die ähnliche, im Kern entwicklungspsychologisch und sozialdynamisch zu fassenden Aufgaben bewältigen. Familien bestehen also in ihrer eigenartigen Praxis, die mit einer zuweilen magisch wirkenden Sinnstiftung durch den Verweis auf die Idee der Familie gleichsam fest- und in Betrieb gehalten wird. Es geht um ein symbolisches Handeln, das eben diesen Zusammenhang von Natur und Kultur herstellt, faktisch mit unterschiedlicher Intensität noch im personalen Agieren realisiert wird.

Dabei darf man nicht vergessen, dass – so banal das klingt – Familien stets ein vergleichsweise kontingent entstandener Zusammenhang von Individuen sind, die sich zudem noch in unterschiedlichen biographischen Phasen bewegen, einerseits für sich, andererseits aber in der familiär relationierten Gemeinsamkeit. Wiederum ein wenig banal formuliert: Im Kontext von Familien werden Kinder erwachsen und erleben dies auch – durchaus im Unterschied zur Welt draußen, wo sie beispielsweise schon früh als Konsumenten angesprochen werden, individualisiert und gleichgestellt, durchaus als Subjekte, wenn sie nicht durch gesetzliche Maßnahmen gewissermaßen als Kinder geschützt werden – und der Gesetzgeber ist sich in den meisten Ländern gar nicht so sicher, ob und wie er das tun soll. Im Kontext von Familien werden auch Erwachsene wieder zu Kindern, im dramatischen Falle etwa der Pflegebedürftigkeit oder gar der Demenz.

Familien sind also strukturell ziemlich instabile Angelegenheiten, die aber durch die Praxis der Beteiligten zusammen gehalten werden, die in der Regel eine Idee, eine Vorstellung davon haben, dass sie einer Familie angehören; sie sind also in der Lebenspraxis ganz wesentlich normativ und sinnhaft konstituiert – wobei ein Moment in der Illusion der biologischen Verbundenheit besteht, wenngleich die leibliche Verbundenheit ein relevantes Thema für die Beteiligten ist.

In diesem stabil-labilen Zusammenhang – viertens - gibt es keine klaren, keine stabilen Rollen- und Funktionsverteilungen oder auch Erwartungen. Selbst innerfamiliäre Autorität, wie sie etwa in der kritischen Theorie behauptet worden ist, ist in der Regel eher von außen induziert, über sie wird durch

innerfamiliär entschieden; die Behauptung, der Nationalsozialismus beruhe auf der autoritären Struktur der Kleinfamilien macht sich eines quid pro quo zu eigen, die Familien wurden instrumentalisiert, wobei insbesondere die Außengrenzen aufgelöst worden sind; das ist übrigens für nahezu alle Muster totalitärer Herrschaft aufzuzeigen, verweist allerdings auch auf ein Problem der Ubiquität von allzumal elektrischen oder elektronischen Massenmedien, wie schon Urie Bronfenbrenner gezeigt hat. Sozialisatorisch bestimmend ist hingegen ein wirksamer Zusammenhang der Differenzen, der von allen Beteiligten dauernd bespielt wird, verbunden mit einer hochgradigen Form von Diffusität, zumindest jenseits des generativ bestimmten Nacheinanders. Noch dieses Nacheinander kann durch die Beteiligten in Frage gestellt werden, etwa aufgrund der Lern- und Entwicklungsprozesse, die sie sowohl in der familiären Praxis selbst machen, in der Regel jedoch in der - gegenüber der familiären - äußeren Welt erleben, um sie dann mehr oder weniger explizit in den Familienkontext einzubringen.

Jedenfalls: Eigentlich müssten alle an der Unklarheit verzweifeln, die mit Familien verbunden sind, offensichtlich aber besteht darin genau der Reiz und die Solidarität stiftende Funktion von Familien. Kommunikationsprozesse in Familien verwirren beispielsweise den Außenbeobachter; es geht eigentlich fast immer chaotisch zu, längere dialogische Sequenzen sind eigentlich unwahrscheinlich, alle buhlen um Aufmerksamkeit, Gespräche werden eigentlich fast nur möglich, wenn Mitglieder abwesend sind. Anders gesagt: Es geht um eine Praxis von Menschen, die allesamt ein wenig verrückt sind und sich ständig verrücken; optimistisch kann man daher von einer lernenden Organisation sprechen. Eltern unterscheiden sich und werden deshalb von den Kindern als unterschiedliche wahrgenommen, wobei sie jedoch beiden verbunden sind, wobei ein ähnliches Muster auch für die Geschwister, mithin das Verhältnis der Älteren und der Jüngeren in der Reihung gilt. Neben der sozialisatorischen Triade macht wohl eben diese Indifferenz der Differenz den Grund dafür aus, dass familiäre Kontexte übrigens für alle eher einen Grund der Verselbständigung schaffen; man muss sich sozusagen auf sich selbst besinnen und irgendwann einmal abhauen, ohne die Bindung an die anderen aufzugeben. Nicht immer gelingt das erfolgreich, manche Familien klammern stärker, im Großen und Ganzen aber bekommen die Beteiligten es gut hin, ein Mitglied ihrer Familie und ein Ich zu sein – dabei bedeutet diese Offenheit, dass die Praxis fast notorisch eine krisenhafte sein muss, für den Außenbeobachter gelegentlich schwer zu ertragen, weil man gerne mit dem Hinweis intervenieren möchte: Ihr könnt so wunderbar miteinander streiten, hört doch damit auf, damit ihr die Gemeinsamkeit genießen könnt.

Fünftens: Die systematische Pointe besteht also darin, dass Familien als Praxis gelebt werden, die auf einer natürlich bedingten Temporaldifferenz aufruht, aber durch ein selbst eher offenes Sinnkonzept der Familie organisiert wird. Das geht mit unmittelbarer, unbedingter Sorge füreinander einher, die auf den biologischen Mechanismen aufruht, mit den spezifischen Problemstellungen zu tun hat, die

mit der menschlichen Frühgeburt und der wohl ebenfalls menschlichen Nichtdelegierbarkeit der Altersbewältigung zu tun. Um also einen Klassiker der Sozialphilosophie zu paraphrasieren, der mit Familie weder lebenspraktisch noch theoretisch viel zu tun haben wollte: Menschen machen das einfach, sie leben ihre Praxis, als eine gemeinsame, die sie als Familie bezeichnen. Die neue Forschung hat insofern schon recht, wenn sie das „doing family“ als forschungsleitende Überlegung anstellen – aber wirklich originell ist das nicht, schon gar nicht sprachlich.⁴

Aber: Es lassen sich vier Grundregeln dieser Praxis sehen. Die eine besteht darin, dass der gemeinsam geteilte familiär Binnenraum deutlich als selbst normgebender Zusammenhang gegenüber Zumutungen von außen abgegrenzt wird. Die Figuren sind bekannt, selbst wenn sie oftmals nur illusionär gebraucht werden, gleichsam als Erzählungen: *In unserer Familie ist das so üblich*. Oder: *Wir machen das so* bzw. *Wir machen das einfach nicht*. Familien bestehen – zweitens - sowohl durch Abgrenzung ihres Zugehörigkeits- und Praxisraums bestehen, diese Abgrenzung auch intensiv als Herstellung eines Schutzwalls betreiben. Alle Beteiligten bringen vergleichsweise wenig von der jeweils erlebten Außenwelt ein: Eltern berichten eher pauschal über ihre Arbeitstätigkeit. Man muss sich vor allem ungeheuer anstrengen, um von den eigenen Kinder etwas über deren Außenwelt zu erfahren: gleich ob diese im Kindergarten oder in der Schule sind, kommuniziert wird hier selten eine Information, höchstens wird mitgeteilt, dass die oder der doch ziemlich blöde ist – es werden also Mitteilungen über die eigenen Identitätsprozesse gemacht, also über Abgrenzungen des eigenen von dem fremden ich. Diese zweite Regel lässt sich schwer nur einhalten, wenn gesellschaftliche Mechanismen Öffnung erzwingen – man kann dies in die schöne Formel bringen, nach welcher alle Familien harmonisch leben, bis dann die Schulpflicht über sie hereinbricht. Die dritte Regel basiert übrigens wieder auf der natürlich gegebenen Differenz der Beteiligten: Sie macht den pädagogischen Kern von Familien aus, denen es nämlich in der Regel gut gelingt, Außenerwartungen der Gesellschaft, also den sozial und kulturell erzwungenen Erwerb von Wissen und Fähigkeiten zu moderieren, also in Lernsequenzen und vor allem in fehlerfreundliche Übungsmöglichkeiten zu bringen. Die vierte Grundregel besteht nun darin, das ganze Unternehmen, die ganze familiäre Praxis einschließlich auch der anderen Regeln als die eigene familiäre Praxis in Geltung zu bringen, das heißt als Normalität des Lebenszusammenhangs und aller Beteiligten selbst zu fassen und darzustellen.

2. Familiäre Lebenspraxis als Normalisierung

Familien, so lautet also die These, bestehen als familiäre Lebenspraxis, die sich hochgradig selbst bestimmt, durch eine Sinnggebung der Akteure; sie begreifen sich und ihre gemeinsame Praxis selbst als Familie. Das Geschehen hat einen objektiven Grund, der in der natürlichen Verfasstheit von Menschen

⁴Jruczyk, Karin / Lange, Anderas / Thiessen, Barbara (Hrsg.): Doing Family. Warum Familienleben heute nicht mehr selbstverständlich ist. Weinheim und Basel: Beltz-Juventa 2014.

liegt, also anthropologischer Art ist, wird aber eben als sinnhafte und leiblich sinnliche Praxis realisiert, wobei Nicht-Austauschbarkeit und Solidarität für das gemeinsame Leben und wichtig sind. Da Familien in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle, freilich historisch und sozial beeinflusst, durch Zusammenreffen ursprünglich unabhängiger entstehen, mag Blutsverwandtschaft wichtig sein, ohne jedoch über die Zusammengehörigkeit als Familie zu entscheiden. Lebenspraktisch unternehmen Familien den Versuch, diesen, ihren sozialen Zusammenhang zwar frei zu gestalten, um gleichwohl genau darin eine Form selbstbestimmter Ordnung zu gewährleisten. Die Hauptleistung besteht dabei zunächst banal in der Konstitution von Familie, wobei diese zwar in der Regel über faktische Generativität hergestellt wird, also über den Kinderwunsch, der mit einer Imagination von Kindern hergeht, dann über die Realisierung des Kinderwunsches, wobei sich hier inzwischen ein breiteres Spektrum ergeben hat, von der künstlichen Insemination über Adoption bis hin zur Kohabitation als gleichsam traditionellen Weg; in der Wahrnehmung durch Freunde in ähnlicher Situation werden übrigens alle Wege als gleichermaßen legitim angesehen.

Wichtiger ist die gemeinsame soziale Praxis, wie eigenartig und spezifisch sie auch sein mag. Sie macht die Norm für die Beteiligten aus, sie wirkt zugleich normierend für das Geschehen aller Beteiligten. Die eigene Familie ist die Norm. So gesehen konstituiert sich Familie durch und in der eigenen Praxis die für diese und die Mitglieder entscheidende Normalität, die zugleich als Interpretationsmuster für die Binnenerfahrungen in Differenz zu den Außenerfahrungen genutzt wird. So lautet ein wenig zugespitzt lautet meine These: die interaktionelle und kommunikative Eigenart von Familien besteht darin, dass sie sich auf einer grundlegenden Ebene praktisch als Sozialzusammenhang organisieren, in welchem dauernd ihre eigene Normalität verhandelt wird. Sie bestehen als soziale Praxis einer zunächst für sie selbst geltenden Normalisierung. Die Norm der eigenen Familie mag dabei für Außenstehende ein wenig seltsam wirken – und tatsächlich muss man vorsichtig sein, weil es Formen der Praxis gibt, die durchaus pathologisch sein können. Freilich trifft dabei dann regelmäßig zu, dass die familiäre Praxis gar nicht als eine solche der beteiligten Subjekte gestaltet wird, sondern als Herrschaftsverhältnis, in welchem keine Machtbalancen mehr bestehen und ausgehandelt werden; wenn wir noch genauer hinsehen zeigt sich, dass dann die Entwicklungsprozesse letztlich ab- oder unterbrochen werden, mithin die Interaktion und Kommunikation erstarren, wenn nicht ausbleiben.

Aber was lernen wir daraus? Ein erster entscheidender Zug familiären Lebens besteht nun darin, dass sie als Form einer gemeinsamen Lebenspraxis einerseits zwar einigermassen kontinuierlich und unaufgereggt sich vollzieht; noch einmal: die beteiligten Akteure machen ihre Praxis, machen sozusagen ihr

Ding, zuweilen gar nicht so sehr miteinander, sondern eher nebeneinander. Anders als aufgeregte Diagnosen vom Ende familiärer Selbstverständlichkeit behaupten, gilt:⁵ Familie hat – wie viele andere personale Lebensverhältnisse und Beziehungen – erschreckend banale, ernüchternde Züge; das Leben muss pragmatisch bewältigt werden, intern wie auch an den allerdings problematischen Außengrenzen. Die Mehrzahl der Aktivitäten ist mehr oder weniger durch die biologischen Notwendigkeiten bestimmt, durch Essen und die Entsorgung der Nahrung, durch personale und räumliche Hygiene, durch An- und Ausziehen, durch Schlafen und Aufstehen – jeder, der mit Familie zu tun hat, weiß um diese trivialen Angelegenheiten, die meist verschärft werden, wenn sie äußerlich induziert sind. Als ob man nicht schon genug damit zu tun hätte, einen gelingenden Alltag mit all den Ritualen zu schaffen, die diesen nun auszeichnen – dass in jüngerer Zeit für die Heimerziehung wieder vergleichbare Beobachtungen gemacht worden sind, unterstreicht diesen Befund banaler Alltäglichkeit.

Der zweite, nicht minder entscheidende Zug besteht nun darin, dass als gleichsam andere Seite des banalen Alltagsgeschehens regelmäßig Krisen zu bewältigen sind. Sie ergeben sich unvermeidlich aus der letztlich natürlich gegebenen Dynamik in der Praxis des Familienlebens. Auf einer mikrologischen Ebene steht nämlich die Normalität ständig zur Disposition. Von Anbeginn jeder Familie, wie schon erwähnt: Denn: Bei aller Ähnlichkeit der Milieus, bei aller häufig gegebenen geographischen Nähe treffen ja zwei Fremde, zwei unterschiedliche Familien aufeinander, die miteinander klar kommen müssen. Damit beginnt übrigens schon der Krisenmechanismus. Er spitzt sich zu, wenn nun dann doch in die Beziehung ein Kind kommt – nüchtern gesagt erweist sich dieses von Anbeginn als Krise, bringt es doch die Eltern mehr oder weniger um Schlaf und Beischlaf.

Man kann in der Offenheit des Familiengeschehens alles anderes machen, die Praxis ist hochgradig kontingent – und sie muss das sein, wenn und sofern sie nicht erstarrt ist, wie das eben als pathologischer Fall bezeichnet wurde. Normalität von Familie ist nur als eine produktive Arbeit von Verrückenden und Verrückten an der eigenen Normalität dieser Praxis zu verstehen, dauern mit kleinen oder großen Abweichungen verbunden, die mit großen oder kleinen Änderungen in der Lebensführung der Beteiligten, mit ihren individuellen Entwicklungs- und Lernprozessen einhergehen. Das passiert dauernd – man tritt sozusagen fast immer auf irgendwelche Lego-Steine, die herum liegen, manchmal gemeinerweise unter dem Teppich. Und zu der Verrücktheit gehört vielleicht auch, dass man sich auf das Familienleben einlässt, zumindest seitdem die historisch mehr oder weniger neuartige Möglichkeit

⁵ Als ein wichtiges Moment wird beispielsweise die Berufstätigkeit der Mütter angeführt. Zwar trifft nun zu, dass Mütter häufiger in eine geregelte und sozialversicherungspflichtige Berufstätigkeit eingebunden sind, mithin den Zwängen des Arbeitsmarkts unterliegen; die Berufstätigkeit ist formalisiert. Das Argument übersieht aber völlig, in welchem Ausmaß Mütter schon immer durch Arbeit in Anspruch genommen worden sind, sei es im bäuerlichen Leben oder eben durch Haushaltstätigkeiten, insbesondere seit – etwas zugespitzt formuliert – Ersatz der Haushaltshilfen durch die Waschmaschine – die Ökonomen als größte Arbeitsmarktrevolution des 20. Jahrhunderts gilt. Vgl. Chang, Ha-Jon: 23 Things they don't tell you about capitalism. London: Penguin 2011.

besteht, eine Wahlentscheidung zu treffen – wobei Vorsicht angebracht ist. Wohl nahezu alle Gesellschaften kennen Mitglieder, die sich der Gründung einer eigenen Familie verweigern, aber einer Familie gleichwohl angehören und häufig genug wichtige Aufgaben in der Moderation der Verrücktheit oder dafür übernehmen, als Projektionsobjekt sozusagen die Gemeinschaftsbildung innerhalb der Familienpraxis zu erleichtern; sie dann Insider-Outsider.

Das bedeutet nun zweierlei: Man muss sich *zum einen* klar werden, dass der Normalitätsbegriff von Familien ziemlich dem ähnelt, der von Maria Montessori für individuelle Biographien entwickelt worden ist. Es geht bei ihm nicht um die gesellschaftlich durchgesetzte, gewissermaßen als sozialer und kultureller Standard geltende, meist auf einem Durchschnitt basierende Norm. Maria Montessori spricht von der Normalisierung des Kindes, meint dabei aber keineswegs seine Anpassung an sozial und kulturell gegebenen Normen. Sie hebt vielmehr darauf ab, dass jedes Kind seine eigene Entwicklungsnorm hat, gewissermaßen ein internes Bildungskonzept, das sich meistens innerhalb einer bestimmten Bandbreite bewegt, freilich weit über dieses hinausgehen kann – man könnte darin übrigens eine besondere Eigenwilligkeit und lebendige Produktivität eines Kindes sehen, tendieren aber wohl dazu, es als behindert zu bezeichnen. Die Tücke des Inklusionskonzepts besteht dann darin, es gewissermaßen in die Bandbreite hinein zu bugsieren, die sozial und kulturell als zulässig vorgegeben wird. Montessori hat eine andere Empfehlung ausgesprochen, nämlich herauszufinden, worin die eigene, individuelle Norm eines Kindes bestehe und diese in Geltung zu bringen. Das meint sie mit Normalisierung.

Normalität der Familienpraxis und Normalisierung in dieser meint das gemeinsam geteilte, zuweilen nur latent vorhandene Gefüge an Überzeugungen, mit welchen der Familiensinn und damit auch die in der Familienpraxis gültigen Handlungsoptionen bestimmt werden. Man kann also von einer Art idiosynkratischer Form von Normalität sprechen, die immer und vor allem intern aufrechterhalten und wirksam wird. Zum anderen heißt das nun, dass eigentlich ständig kleine Kämpfe und Krisen stattfinden, weil im Grunde auch das binnenfamiliäre Normalitätsverständnis nicht stabil ist, sondern ein flüchtiges ist; es ist nicht flüchtig, verschwindet nicht, aber es bleibt lebendig, auch und weil es gewissermaßen an den Grenzen zur Außenwelt und im individuellen Lebensverlauf immer wieder neu gefasst wird. Die Zweitgeborenen etwa in der Geschwisterkonstellation müssen weniger kämpfen, sind aber auch bedroht durch Erfolge oder Niederlagen der Erstgeborenen. Auf die Späteren prallt dann das ganze Erfahrungsleben, doch sind sie oft genug die Nesthäkchen, denen vieles nachgesehen wird, zumal sich die Einsicht breit macht, dass die Kinder irgendwie schon normal werden – und aus ihrer Sicht gilt die für die Eltern nicht minder. Aus Sicht der Kinder werden die auch einmal ganz normale Menschen – was übrigens schon Hegel gesehen hat. Mehr als das: Familiäre Lebenspraxen zeichnet aus,

dass sie ihre eigene Normalität und die ihrer Mitglieder finden und gestalten, indem die Krisen geradezu inszeniert werden, weil nämlich damit die familiäre Lebenspraxis buchstäblich in Entwicklung gehalten wird. Krisen sind zumindest in Familien Chancen, eine gemeinsame Praxis als solche fortzuführen. Das Kernmotiv besteht dabei darin, Normalität zu sichern. Und das Dilemma besteht darin, dass Normalität so ziemlich das unnormalste Konzept ist, das man sich vorstellen kann; wir bewegen uns in Familien in einem Raum der Unsicherheit und Ungenauigkeit, wie Daniela Reimer das durchfestgestellt hat. Und das kann und darf als Strukturmerkmal festgehalten werden: Krise ist eigentlich die praktische Normalität von Familien ausmacht – üblicherweise denken wir an diese gar nicht. Erst im Scheidungsfall überrascht der eine Lebenspartner den anderen mit der Einsicht, wie fremd man sich eigentlich geblieben ist.

3. Familien – Neoliberalismus, Normierung und Krisen

Aber wenn das alles so ist, warum erscheinen Familien, ihre Normalität und ihre Krisen heute als besonders problematisch. Warum stehen sie auf der Tagesordnung? Zunächst ist man ja selbst immer ein wenig erstaunt darüber, dass es offen problemlos möglich ist, Publikationen auf den Markt zu werfen, die von Familie handeln; im Grunde muss man ja hier einen performativen Widerspruch konstatieren: Wenn zutrifft, was die öffentliche Debatte und Forschung, nun schon seit Jahrzehnten tönt, wäre das Problem eigentlich längst beseitigt. Beginnend mit dem Wort vom alltäglichen Chaos der Liebe, dann mit der Rede vom Ende der Familie, von der Alternative zwischen Selbstverwirklichung und Familie, von möglichen Effekten etwa durch den so ausgelösten demographischen Wandel, irgendwie überrascht dann doch ein bisschen, dass offensichtlich Begriff, Phänomen und möglicherweise Sachverhalt sich als seltsam widerständig behaupten, zugegeben: vielleicht in der von mir beschriebenen Form der mehr oder weniger bestimmten und gefassten Offenheit und Vielfalt familiärer Lebenspraxis.

Und dennoch muss man die Forschung doch ernst nehmen. Dieses Perennieren von Familie ist ja tatsächlich paradox, weil die aktuellen gesellschaftlichen Verhältnisse meist als selbst offen, liberal bestimmt werden, mit der Konsequenz, dass in der sozialwissenschaftlichen Forschung eher eine Veränderung und Pluralisierung von Familien als Grundmerkmal diagnostiziert wird. Tatsächlich aber scheint mir mit dieser Beschwörung des Endes von Familie vielmehr eine massive Kontrolle und Disziplinierung, vor allem jedoch eine Instrumentalisierung von Familie voranzuschreiten, die sie durchaus in der von mir beschriebenen Form bedrohen könnte. Mir scheint nämlich, dass die Eigenart und Eigenwilligkeit von familiären Lebenspraxen, ihre eigene Normalität als Praxis in einem Widerspruch zu den am Ende fortschreitenden Vergesellschaftungsprozessen der Moderne liegen; sie tun dies möglicherweise, weil die natürliche Bedingtheit sowie die darauf gründende, in der eigenen Normativität sich aussprechende Autonomie als eine sozialen Gefüges gleichsam quer zu den grundlegenden sozialen Mechanismen einer autoritären Marktgesellschaft liegen, die weder die Anerkennung von Natur, noch das

Fortbestehen eigenwilliger sozialer Gruppierungen dulden und ertragen will. Platt formuliert: der Neoliberalismus duldet die Wildheit von Familie nicht, weil sie dem Grundmechanismus einer gleichsam a-sozialen Sozialisation in Gestalt von Individualisierung und Singularisierung widerspricht⁶ – und man wende nicht ein, dass mit einer solchen Beschädigung der Kapitalismus seine eigenen Voraussetzungen beseitigt. Solches ist schon immer wieder passiert, gehört zu seinen Grundmechanismen, wie schon Adam Smith erkannt hat.

Was passiert nun? Die Entwicklung lässt sich vielleicht an einer begrifflichen Differenz zwischen deutscher und englischer Sprache erkennen. Im Englischen wird von Familien at risk gesprochen, in der deutschen Sprache heißen diese „riskante Familien“. Tendenziell werden also Familien als problematisch verstanden, ihre Lebensform wird selbst als risikobehaftet angesehen. Das nun bedeutet wiederum, dass die Eigennormativität der familiären Lebenspraxis in Frage gestellt wird; Familien werden fremden Normen und Standards unterworfen, zunächst eher subtil, vermittelt über Vorstellungen, die als gesellschaftliche und kulturelle Erwartungen bezeichnet und in das Gespräch der Akteure eingebracht werden, die zunehmend – allzumal durch Medieneinfluss und wissenschaftliche Experten – ohnehin schon unter Druck gebracht werden. Zugleich wird die Alternative in den – und ist es kein Zufall, dass sie so heißen – Betreuungsformen sozial durchgesetzt, nämlich eine früh einsetzende und lang anhaltende Anstaltserziehung; sie verspricht für die Beteiligten bessere Lebenschancen, den Kindern vorgeblich bessere Startchancen, den Eltern bessere berufliche Aussichten, der Gesellschaft und dem Staat wirtschaftliche Prosperität.

Die familiäre Lebensform wird als Modell der Privatheit und in ihrer Unsicherheit diskreditiert – wobei das durchaus paradox geschieht, wie Tobias Studer für Pflegefamilien und Adoptivfamilien gezeigt hat⁷: Im Rahmen des neoliberalen Arrangements lässt sich nämlich eine doppelte Hegemonie beobachten, nämlich die verstärkte Betonung und Inanspruchnahme des Privattraums Familie als Erziehungsraum durch die Instanzen der öffentlichen Erziehung einerseits, ihre Zerstörung durch formal gesehen erziehungstechnische und hochgradig standardisierte Erwartungen und Kontrollmechanismen auf der anderen Seite: Im Grunde werden die Informalität und Offenheit des sozialisatorischen Kontexts der Familie, ihre interne Praxis der Normalität und Normalisierung zwar gesehen und sollen genutzt werden, um sie zugleich einer Normgebung, Standardisierung, Technisierung und einer Überwachung ihrer Wirksamkeit zu unterwerfen. Pflege- und Adoptivfamilien, auch familienähnliche Arrangements in der Kinder- und Jugendhilfe waren dabei schon lange kritischen Anfragen ausgesetzt, weil sie in der Tat mit Täuschung und Enttäuschung einher gehen, weil sie in der Tat familiär traumatisierte Kinder einer

⁶ Vgl. schon Schulze: Erlebnisgesellschaft. Neuerdings: Reckwitz, Andreas: Die Gesellschaft der Singularitäten. Berlin: Suhrkamp 2017

⁷ Öffentlichkeit und Privatheit von Pflegefamilien. Eine hegemoniekritische Analyse eines sozialpädagogischen Spannungsverhältnisses, Diss. phil. vorgelegt von Herrn Tobias Studer lic. phil. aus Zürich Jena 2016

Situation aussetzen, die sie für sich selbst als belastend und schädigend erlebt haben. Hildenbrand und Gehres machen auf die Spannungen im Arrangement der Pflegefamilien aufmerksam, um die kritische Perspektive einer Als-Ob-Sozialisation zu präferieren; Gehres hat dieses Modell unlängst noch detaillierter herausgearbeitet.⁸ Dabei bin ich mir gar nicht sicher, ob die Offenheit von Familien und ihre Fähigkeit mit Krisen umzugehen nicht sogar stärker das sozialisatorische Arrangement unterstützen, als dies mit dem Wort vom Als-Ob zur Sprache kommt. Daniela Reimer zeigt ja zumindest, dass Pflegekinder einen sehr produktiven Umgang mit dem Normalitätsmechanismus entwickeln⁹, der ihnen eine eigene biographische Integration erlaubt – selbst wenn in ihrem Falle und dem von Adoptionen die Frage nach der leiblichen Herkunft die Kinder beschäftigt. Weder diese Frage noch die offene Antwort auf sie ziehen offensichtlich die familiäre Zugehörigkeit grundsätzlich in Zweifel. Etwas überspitzt formuliert: Man kann wohl ganz gut mit verrückten Eltern leben.

Das weist nun auf eine soziale Entwicklung, die ebenfalls nicht grundsätzlich neu ist. Neu sind aber die Intensität und der hegemoniale Druck, mit der sie durchgesetzt wird; nicht zuletzt mit Hilfe der ideologischen Apparate, zu welchen längst auch Wissenschaft gehört, allzumal in ihrer Form von Politikberatung und Öffentlichkeitsinformation. Hier wirken sich die Mechanismen aus, die Frank Furedi und Eva Illouz aufgezeigt haben, nämlich die Zerstörung von alltäglichen Lebensformen und ihren Selbstdeutungen sowie die Aufhebung einer Subjektivität, die sich als autonom und Normalität versteht¹⁰. Sie werden erst unmittelbar pathologisiert, um sie gleichsam für den Zugriff der Professionellen zu zerschießen, die dann ihre Deutungsmuster der Lebenslagen und der Risiken in diesen durchsetzen; man verliert die eigene Deutungskraft sowie die Fähigkeit, die Lebenssituation in ihren Schwierigkeiten selbst zu bewältigen. Nicht nur das: Im Zuge der Durchsetzung eines vorgeblich allein legitimen Wissens wird eine Semantik etabliert, die auf der einen Seite hohen Normendruck erzeugt – mache ich das alles richtig? – und auf der anderen Seite neben die Versagensängste das eigene Bedürfnis nach Überwachung und Hilfe treten lässt; Pflegeeltern machen sich nun verrückt, freilich nicht in der Verücktheit der autonomen Familienpraxis sondern mit Bezug auf extern gesetzte Standards, die von den professionellen Instanzen verbreitet und zugleich auch durchgesetzt werden. Damit werden Eltern in der Tat außerordentlich verletzlich, sie prüfen sich beständig an den Normen und Standards, lösen dabei die Grenzen der Familienautonomie auf.¹¹

⁸ Gehres, Walter: Als-Ob-Sozialisation. Perspektiven auf die familiensoziologische Identitätsbildung von Pflegekindern. Würzburg: Ergon 2016

⁹ Reimer, Daniela: Normalitätskonstruktionen in Biographien ehemaliger Pflegekinder. Weinheim/Basel 2017

¹⁰ Furedi, Frank: Therapy Culture. Cultivating Vulnerability in an Uncertain Age. London: Routledge 2004; ders.: Paranoid Parenting. Abandon Your Anxieties and be a Good Parent. London: Allen Lane 2001; Illouz Eva: Die Errettung der modernen Seele. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2009.

¹¹ Gassmann, Yvonne: verletzlich durch Elternschaft. Balanceleistungen von Eltern mit erworbener Elternschaft – Ein Beitrag zur Sozialpädagogischen Familienforschung. Weinheim und Basel 2018.

Familien, ihre Lebenspraxis wie auch die individuellen Entwicklungsverläufe unterliegen so einer Veröffentlichung, die Grenzen werden aufgehoben, die sie benötigen. Zugleich tritt eine Pathologisierung ein, die sich besonders stark dort auswirkt, wo sich die Eltern selbst hohe Erwartungen auferlegen – dies ist zunächst bei Pflegefamilien der Fall, dehnt sich aber tendenziell auf weite Kreise aus, da in der Tat eine Pluralisierung von Familienformen möglich wird. So vollzieht sich gleichsam unter Nutzung der Privatheit von Familie eine Erosion durch massive, extern gesetzte Normierung. Man könnte von einem magischen Dreieck der gesellschaftlichen Normalisierung von Familien sprechen. Denn im Grundsatz geht es dabei um eine Normalisierung des Normalitätsgeschehens, faktisch aber um eine Enteignung der Akteure in der familiären Praxis durch eine vermeintlich (sozial)-pädagogische Technisierung, die mit Überwachung und Kontrolle, mit Diagnosen und der Zuschreibung von Risiken sowie Defiziten einhergeht. Weil die Beteiligten dies aber selbst tun, da sie nicht zuletzt „alles richtig“ machen wollen, mithin einem selbst gesellschaftlich noch induzierten Optimierungsdruck unterlegen, machen sie sich selbst zu den Exekutoren eines zwar subtilen, aber doch hochgradig wirksamen Zwangs.

Das systematische Problem besteht darin, dass Familien schon prinzipiell, weil sie ihre Normalität leben und praktizieren wollen, anfällig dafür sind, wenn Normalitätsmuster an sie herangetragen werden. Sie fügen diese gleichsam ein in ihre eigene Normalitätsarbeit, die unvermeidlich durch Unsicherheit und Instabilität bestimmt ist – und zwar in der alltäglichen Praxis des Familienlebens. Nüchtern betrachtet gibt es keine Techniken, das Familienleben praktisch zu gestalten – man kann es nur gemeinsam leben. Somit fehlen auch die Möglichkeiten, Krisen erfolgreich, nach modernen Kriterien: effektiv und effizient zu bearbeiten; die Kriterien taugen nichts, weil sie Krisen dramatisieren, statt sie als Teil der innerfamiliären Normalitätsarbeit und als Moment der Entwicklungen im familiären Praxen zu betrachten. Sie gehören einfach dazu, wenn man Familie lebt.

Nur: diese banale Einsicht hilft den Betroffenen und Beteiligten nicht viel. Man muss schon den gesellschaftlichen Kontext begreifen, der als autoritärer Marktradikalismus mit hohen Individualisierungstendenzen zu fassen ist, mithin alles tut, um eine mehr oder weniger archaische Idee von Familie zu beseitigen. Aber das ist nur die eine Seite des Geschehens, der vermutlich wenig entgegen zu setzen ist. Mehr kann allerdings die Profession tun, indem sie ihre Rolle in diesem Geschehen bedenkt und kritisch würdigt, es scheint nämlich, dass sie in eine hohen Maße verantwortlich dafür zu machen ist, wenn Familie durch Normalisierungszwang in ihrer eigenen Praxis entnormalisiert werden, sodass sie in jeder Krisensituationen meinen, mit Pathologien zu tun zu haben. Das ist in Wirklichkeit nicht der Fall.

Leben in Adoptiv- und Pflegefamilien – Normalitäten und Krisen

Referat im Rahmen der Forschungstagung vom 15. November 2018



**Kanton Zürich
Bildungsdirektion
Amt für Jugend und Berufsberatung**



Schweizerische Eidgenossenschaft
Confédération suisse
Confederazione Svizzera
Confederaziun svizra

Eidgenössisches Justiz- und Polizeidepartement EJPD
Bundesamt für Justiz BJ

PACH

Pflege- und
Adoptivkinder
Schweiz

**zh
aw**

Soziale Arbeit



FAMILIENNORMALITÄTEN IN ÜBERGÄNGEN NACH DER ADOPTION AUSGEWÄHLTE EINBLICKE IN DIE ERGEBNISSE DER ZÜRCHER ADOPTIONSSTUDIE

THOMAS GABRIEL & SAMUEL KELLER

Begrüssung und Dank.

Unsere Längsschnittstudie im Kanton Zürich mit und über adoptierte Kinder und deren Adoptivfamilien, die seit 2009 läuft, ermöglicht uns Einblicke in relevante Verläufe und Übergänge, in Verhalten und Befinden der Kinder sowie in – stets auch krisenhafte – Aushandlungen von Alltag, Familienformen, Identitäten und Normalitäten. Dass es Normalität gemäss Duden im Plural eigentlich nicht gibt, machte bereits in der Titelfindung dieser Tagung auf eine zentrale Herausforderung vieler Eltern und Kinder in Adoptivfamilien deutlich. Wie diese Herausforderungen mit der Verwobenheit von Normalitäten und Krisen spezifisch in Adoptivfamilien zustande kommen und sich verändern können, davon handelt dieser Beitrag.

1) Die Zürcher Adoptionsstudie (und weshalb in Adoptiv- aber auch Pflegefamilien Familie ganz grundlegend verhandelt wird)

Die «Zürcher Adoptionsstudie» ist eine Langzeitstudie am Institut für Kindheit, Jugend und Familie der ZHAW Soziale Arbeit. Sie wurde von der Kantonalen Zentralbehörde Adoption des Amtes für Jugend und Berufsberatung (AJB) in Auftrag gegeben und läuft inzwischen seit bald 10 Jahren. Die Studie fragt für das Aufwachsen des Kindes und das System Familie nach Schutz- und Risikofaktoren in Adoptionsverläufen und wie diese längerfristig miteinander interagieren. Von Interesse ist insbesondere das Verbesserungspotenzial im Rahmen der Abklärung, der Bewilligung sowie der längerfristigen Angebote; dieses Interesse verfolgt das Ziel, das die Bedürfnisse der Kinder im Zentrum bleiben und die Familien allen Mitgliedern eine Umgebung für gelingende Entwicklungen bieten können. Im Fokus der übergreifenden Forschungsfragen, die es im Längsschnitt zu beantworten gilt, stehen – im Sinne des Well-Being-Konzepts – das Kindeswohl, das Wohlergehen und die Entwicklungs- und Einflussmöglichkeiten der adoptierten Kinder und die Erfahrungen der Adoptiveltern. Es geht dabei auch um die Einflüsse des Verfahrens und weitere Kontakt mit Fachstellen und -personen auf das Zusammenleben der amtlich bewilligten Familien bzw. der „erworbenen Elternschaft“ (Gassmann).

Hier wird auch schon deutlich, dass wir ein interaktives Verständnis von Schutz- und Risikofaktoren für Eltern, Kinder und Familien in den vielschichtigen Prozessen einer Adoption haben. Das heisst, dass die Auswirkungen einzelner Faktoren auf den Adoptionsverlauf immer erst in der Schnittmenge bzw. im Zusammenspiel zu erkennen und zu verstehen sind. So können zum Beispiel Erklärungsweise und -inhalte einer Fachperson zu einem bekannten Krankheitsbild des Kindes wichtiger sein als die niedergeschriebene Diagnose in der entsprechenden Kinderakte. Um diese Prozesse zu verstehen, reicht eine Querschnittserhebung nicht aus, da sich – um beim Beispiel zu bleiben – der Einfluss der Vermittlung und Vorbereitung ebenso wie die weitere Entwicklung des Krankheitsbildes und der

Umgang der Adoptivfamilie damit über eine längere Zeit verändern. Die Zürcher Adoptionsstudie wurde deshalb als Längsschnittforschung, sprich: mit mehreren Befragungszeitpunkten (t), angelegt.

Hinzu kam: Insbesondere auch die für Fachpersonen und -stellen eher unbekanntes Zeit – nach offiziell erfolgter Adoption ca. 1 Jahr nach Ankunft des Kindes hat die Privatsphäre der Familien Priorität und es bestehen nur noch marginale Kontakte – galt es besser zu verstehen, um Rückschlüsse auf das Verfahren machen zu können. Deshalb wurden im Jahr 2009 alle 195 Familien, die zwischen 2003 und 2009 im Kanton ein Kind zur Adoption bei sich aufnahmen, durch das Forschungsteam mittels Fragebogen befragt. Aus den 119 teilnehmenden Familien wurden ein Jahr später 23 Familien ausgewählt, die 2010 in längeren Gesprächen befragt wurden: zu ihren Erfahrungen und Eindrücken auf dem Weg hin zur Adoptivfamilie und vor allem auch zu Erfahrungen im Rahmen der kantonalen Eignungsabklärung. 2014 wurde die briefliche Befragung mit denselben Familien wie 2009 wiederholt, 2015 und 2016 folgten erneute Interviews mit den 23 im Jahr 2010 ausgewählten Familien.

Forschungsdesign und Vorgehen

Die Studie beinhaltete in beiden bisherigen Erhebungswellen also zwei Zugänge: einen brieflichen an viele Familien (quantitativ und standardisiert) und einen offen-erfragenden bei ausgewählten Familien (qualitativ).

Zuerst zum brieflichen Zugang: In den 2009 und 2014 versandten Briefen an alle Familien waren folgende Befragungsunterlagen enthalten:

- Standardisierter Fragebogen Child Behavior Checklist (CBCL©) (mit 100 standardisierten Fragen und ergänzenden teilstandardisierten Fragen) für Eltern von Kindern zwischen 4 und 18 Jahren (2009 auch noch für Kinder ab 1,5-4 Jahren)
- Standardisierter Fragebogen YSR © für Jugendliche zwischen 11 und 18 Jahren (an die Kinder, die bereits in dem Alter waren)
- Zeichnungsauftrag („Das bin ich, wenn ich mal gross bin“) für Kinder zwischen ca. 7 und 11 Jahren – da diese grosse Alterskategorie ansonsten noch keine Berücksichtigung fände

Die Auswertung der standardisierten Fragebögen erlaubt einerseits einen Vergleich zu gemäss Normgruppe zu erwartenden Häufigkeiten (der Fragebogen ist repräsentativ abgesichert mit Normdaten von unzähligen Befragungen weltweit) und Intensitäten von Verhaltensaussprägungen in verschiedenen Bereichen sowie zur ersten Befragungswelle im Jahre 2009. Die Auswertung der teilstandardisierten, d.h. offeneren Fragen ermöglichte zudem das Sammeln von zentralen Themen, die die Eltern und deren Kinder zurzeit beschäftigen.

Weitere Gründe für die Wahl der CBCL waren: Das Instrument ist auf Längsschnitt angelegt, ist alterskategorienübergreifend (anschlussfähig), bezieht Perspektive der Kinder ab 11 Jahren mit ein (YSR), ist trotz Fokus auf Verhaltensauffälligkeiten (und Verknüpfung mit ICD-10) nicht nur auf Defizite ausgelegt, auch bei zu wenigen Auffälligkeiten wird eine kritische Deutung vorgeschlagen, und es versteht sich explizit nicht als Diagnoseinstrument (sondern beruft sich auf Korrelation in den Normgruppen zwischen „clinical range“ und Beiziehen externer Hilfen). Trotz aufwändiger Standardisierung und Operationalisierung betont das Instrument folglich, dass es nicht mehr als die jeweilige Perspektive (Eltern/Kinder) auf beobachtbares Verhalten erfassen kann. Diese ist gemäss

CBCL selbst am besten durch weitere Zugänge, wie z.B. Interviews, zu ergänzen, um ein ganzheitlicheres Bild zu erhalten.

Und nun noch zum Zugang über Interviews mit den Adoptiveltern: Die Ergänzung zu den aufwändig validierten, aber auch eng gestrickten Ergebnismustern der brieflichen Befragung durch die Erfahrungen der Familien selbst ist deshalb von zentraler Wichtigkeit. Es war uns dabei ein grosses Anliegen, den Befragten inhaltlich und zeitlich so viel Raum zu lassen wie möglich, um ihre Erfahrungen im Verfahren und im Alltag ohne Vorgaben unsererseits zu hören – um, wie man im Fachjargon sagt, reichhaltige Narrative zu erhalten. Auch haben wir die Familien nach der Auswertung der brieflichen Fragebögen so gewählt, dass ganz unterschiedliche teils kontrastive Ausgangslagen vertreten waren. Durch dieses Vorgehen kann erkennbar werden, was z.B. komplett abwesende oder übervertretene Verhaltensauffälligkeiten, Freuden oder Sorgen für das Aufwachsen in der Familie bedeuten. Und was die Fachwelt daraus lernen kann.

Dieser Beitrag basiert auf diesen beiden unterschiedlichen Zugängen in beiden Erhebungswellen. Und alleine die vielen Diskussionen, die wir bis anhin zu ebendiesen zwei unterschiedlichen Zugängen (standardisiert mit Fokus auf Verhalten und Abweichungen UND narrativ mit Fokus auf Erfahrungen, Bedeutungen und Befinden) geführt haben, machen deutlich, dass im Adoptiv- aber auch Pflegefamilienbereich (beide mit staatlichen und fachlichen Aufträgen, und somit stets auch mit Idealen und Kontroversen vermischt) immer auch Familie, Bilder und Ideen von Familie, ganz grundlegend verhandelt wird: Wer darf denn Familie, Eltern, Kinder bewerten? Womit wird verglichen? Welche Rolle spielen Entwicklungen und welcher der momentane Stand? Und ab wann, ab welcher Abweichung oder Krise, dürfen sich externe Angebote ins Private einmischen? Oder umgekehrt: ab wann darf man als Familie externe Unterstützung anfordern, ohne dass damit ein Versagen verbunden wäre?

2) Rückblick auf erste Erhebungswelle (2009 & 2010), welche Fragen darin auftauchten und wie Normalitäten und Krisen dabei eine besondere Rolle spielen

Fragebogen: Die Auswertung der 130 Fragebogen¹ im Jahre 2009 ergab damals als erstes, dass es den adoptierten Kindern im Kanton Zürich in den ersten Jahren nach ihrer Ankunft „gut“ bis „überdurchschnittlich gut“ gehe. Das hiess, dass es – mit einzelnen Ausnahmen – bezüglich besorgniserregenden Verhaltens im Querschnitt kaum Abweichungen zur gleichaltrigen Population aus der *Child Behavior Checklist* (vgl. Kap. 2.1) gab. Die adoptierten Kinder im Kanton Zürich, die damals zwischen 2 Monaten und maximal 6 Jahren in ihren neuen Familien lebten, fielen demnach auf den ersten Blick überhaupt nicht als spezielle Risikogruppe auf:

Falls in den quantitativen Ergebnissen übergreifende Trends sichtbar wurden, die von den zu erwartenden Häufigkeiten abwichen, war somit vor allem auf die überdurchschnittlich seltenen Verhaltensauffälligkeiten der adoptierten Kinder zu verweisen. Insbesondere die analytischen Skalen „emotionale Abweisung“, „sorgevoller Ausdruck“ oder „körperliche Beschwerden“ kamen bei vielen jungen adoptierten Kindern auffällig selten vor (die Skalen entstehen durch die Summierung von bestimmten Antwortkreuzen (zwischen sehr oft bis nie) hinter sorgfältig ausgearbeiteten Fragen der CBCL). Deshalb war in der Presse damals auch zu lesen, dass es den Kindern sehr gut gehe. Dies

¹ 8 Kinder waren zu jung (Auswertung gültig ab 1,5 Jahren) und bei weiteren 8 Kindern handelte es sich um ältere Geschwister, die vor dem Jahr 2003 adoptiert worden sind. Folglich besitzt die Auswertung von 130 Fragebogen Gültigkeit.

stimmte vielleicht ein bisschen, war aber auch eine zu verkürzte Widergabe unserer Ergebnisse, ohne Blick auf unseren damaligen, dahinterliegenden Fragen und Themen, denen wir auch in den Interviews nachgegangen waren; wie z.B.: was bedeutet diese Abwesenheit (in anderen Adoptionsstudien wird dieses Phänomen auch als „HONEY-Moon-Phase umschrieben) in Bezug auf das Zusammenleben? Und längerfristig?).

Überdurchschnittlich häufige Verhaltensauffälligkeiten, die gemäss CBCL als kritische Hinweise zu betrachtet sind, gab 2009 es nur in einer Verhaltens-Skala zu vermerken: Bei den adoptierten Kindern zwischen 5 und 18 Jahren war eine Anhäufung in der Skala „Aufmerksamkeitsprobleme“ zu verzeichnen, wobei es sich um ein externalisierendes Verhalten handelt. Mögliche Ursachen für die häufigen Aufmerksamkeitsdefizite oder deren Hintergründe konnten aufgrund der standardisierten Befragung nicht erfasst werden. Aus der Fachliteratur bekannte Erklärungen, dass adoptierte Kinder in diesem Alter mehr Aufmerksamkeit brauchen, Aufmerksamkeitsprobleme als posttraumatische Symptome gesehen werden können oder dass die Adoptiveltern sensibler auf diese im Alltag omnipräsente Thematik ansprechen, sind nicht erfragt worden. Wir hörten deshalb in den darauffolgenden 23 Interviews mit den ausgewählten Adoptiveltern besonders genau hin, was erfahrene Gemeinsamkeiten sein könnten, wo sich wiederkehrende Typologien bilden und was im Einzelfall verstanden werden muss.

Interviews: Bei den Analysen der 23 Interviews mit Adoptiveltern 2010 zeigte sich, dass die Eltern auf dem Weg in die Adoption mit spezifischen Phasen und Einflüssen einen Umgang mit dem für alle anspruchsvollen und ungewissen Übergang finden mussten – dazu gehörten u.a. auch die quantitativeverfassten Verhalten, Freuden und Sorgen. Vor allem aber stellte nach den sehr langen, emotional gefärbten Vorbereitungsphasen die oft unerwartet plötzliche Realität einen starken Kontrast zum Erwarteten und Erhofften dar. Diskrepanzen zwischen den Alltagserfahrungen, theoretisierten Vorannahmen und Hoffnungen führten häufig zu grösseren Irritationen. Hinzu kam oft auch ein gesellschaftliches Umfeld, das meist durch sehr direkte Reaktionen das Selbstbewusstsein und Selbstbild der Adoptivfamilie, der Adoptiveltern und der Kinder, immer wieder auf die Probe stellte. Deshalb mussten nach der Ankunft einige Erwartungen überprüft, Familienbilder justiert und auch die Paarbeziehung erneut umdefiniert werden. Intensive thematische Auseinandersetzungen mit sich selbst, mit Familien- und Adoptionsbildern waren zwar während des offiziellen Verfahrens immer wieder verlangt worden. Die individuellen Herausforderungen für Eltern und Kinder basierten jedoch auf Erlebtem und nicht auf theoretischen oder hypothetischen Fragen.

Bildlich gesprochen kann man deshalb von zwei Trichtern sprechen, die sich bei der Ankunft des Kindes nur mit den jeweils dünnen Enden berühren (vgl. Abb. Turn_Over). Die Anhäufung von Theorien und alltagstheoretischen Mythen über Adoption, Familienleben und Erziehung sowie deren Überprüfung in den unterschiedlichen Verfahrensschritten engt viele der Adoptiveltern hinsichtlich ihrer eigenen Wahrnehmungen und Deutungen ein. Übersetzungen, Transfers und die Integration der angehäuften Themen in den sich nun real öffnenden Alltag erfolgen deshalb nur sehr langsam, da sie zuerst durch die dünnen Trichterhälse der individuellen Situationsdefinitionen gelangen müssen. Diese Übergänge oder Umpolungen zwischen den zwei thematischen Trichtern nennen wir „Turn-Over“. Dieser Paradigmenwechsel von den fiktiven zu den realen Auseinandersetzungen ist zwar ein Phänomen, das auch bei der biologischen Geburt eines Kindes bekannt ist. Aber diese Darstellungen

der sogenannten „Turn-Over-Leistungen“, die in der höchst ambivalenten Übergangszeit vom geprüften Elternpaar zur Adoptivfamilie gefordert werden, verdeutlichen die adoptionsspezifischen Merkmale und Intensität. Diese Umpolungen bzw. „Turn-Overs“ entsprechen aufgrund der Quantität wie Qualität der Themen einer grossen Leistung, die viel Zeit und oft auch viel Energie kosten. Es zeigte sich, dass die Adoptiveltern für diese und weitere Herausforderungen im Familienalltag unterschiedliche Deutungs- und Erziehungsmuster kreieren, die im Zusammenhang mit Themen aus der langen Vorlaufphase stehen. Diese elterlichen Muster beeinflussen beabsichtigt oder unbeabsichtigt Erziehungssituationen sowie die Rolle und die Einflussmöglichkeit des adoptierten Kindes. Gleichzeitig haben sie auch Folgen für die Handlungssicherheit der Adoptiveltern, was insbesondere bei außergewöhnlichen Ereignissen in der Interaktion mit ihrem Kind oder mit anderen deutlich wird. Aus den Analysen ergaben sich die folgenden, übergreifend zentralen Deutungs- und Erziehungsmuster:

1. Harmonie: «Alles ist sehr perfekt!»²
Abweichungen und Probleme sind nicht vorhanden oder werden nicht zugelassen
2. Erklärung: «Alles wegen Adoption»
Beim Kind werden stets Abweichungen und Probleme gesehen
3. Irritation: «Tun andere auch so? Reagier ich richtig?»
Verhalten des Kindes kann nicht zugeordnet werden – ebenso wenig wie die eigene Reaktion darauf
4. Verstehen: «Woran liegt das? Weshalb diese Reaktion?»
Verhalten des Kindes und eigenes Verhalten werden durch Beiziehen (möglicher) Vergangenheit und Gegenwart zu verstehen versucht
5. Optimismus: «Die Fortschritte sind unglaublich»
Beim Kind werden Fortschritte fokussiert; Abweichungen und Probleme werden zwar wahrgenommen, jedoch nicht überbetont
6. Gelassenheit: «Wie bei anderen auch. Jedes Kind ist anders»
Abweichungen und Probleme werden gegenwarts- und erfahrungsbezogen und ohne das Beiziehen von Vergleichen zu lösen versucht

Diese Deutungs- und Erziehungsmuster bestehen in einer Familie selten über die gesamte Zeit hinweg, sondern können im Prozess der Familiengnese auch aufeinander folgen. Übergreifend zeigte sich, dass viele Familien zuerst über eine längere Zeit ihre Alltagsrealität erfahren müssen, um diese anschließend in Einklang mit den eigenen positiven oder negativen Vorstellungen über die Adoption zu bringen.

Basierend auf der ersten Erhebungswelle 2009/2010 ergaben sich für die zweite Phase dieses Forschungsprojekts primär die zwei übergeordneten Ziele, zentrale Entwicklungen der Themen 5 nach dem Einstieg in die Adoption zu erkennen und mehr über die Bedeutung des längerfristigen Zusammenspiels zwischen Verhalten des Kindes und individuellen Umgangs- und Aushandlungsformen eines Familiensystems zu verstehen.

² Bei diesen Aussagen handelt es sich nicht um wörtliche Zitate aus den Interviews, sondern um sinngemässe Paraphrasen.

3) Die zweite quantitative Erhebung 2014: Die sogenannte Honeymoon-Phase ist vorbei

Alle 119 Familien, die 2009 an der ersten quantitativen Befragung teilgenommen hatten, wurden für die zweite Erhebung 2014 erneut angeschrieben. Jede der Familien bekam damals eine Ziffer. Auf diese Weise konnten diese nochmals gezielt durch das AJB angeschrieben werden, ohne dass das Forschungsteam Einblick in die Adressen der Teilnehmenden hatte und diese so anonym bleiben konnten. Wie es in Längsschnittstudien üblich ist, gab es in Bezug auf die Anzahl der Teilnehmenden einen numerischen Rückgang zwischen den zwei Zeitpunkten, der aber mit ca. minus 30% im Bereich der üblichen Rücklaufquoten bei Längsschnittstudien liegt. Das heisst 2014 nahmen noch 88 Familien der 119 Familien aus Befragungszeitpunkt 1 teil. Ausgefüllt wurden die zurückgesandten Fragebögen in 64% durch die Mutter, in 17% durch den Vater und in 18.5% gemeinsam durch beide Adoptiveltern³, was einer ähnlichen Überrepräsentation der mütterlichen Perspektive entspricht wie in t1. Auch die Altersverteilung⁴, die in den 5 Jahren zwischen den zwei Erhebungszeitpunkten um etwa 5 Jahre zugenommen hat, ist in einem vergleichbaren Range geblieben.

Zentrale Ergebnisse: Im quantitativ-standardisierten Bewertungsbereich kann auf den ersten, mehrheitsorientierten Blick klar von einer „Normalisierung“ gesprochen werden, die zwischen Zeitpunkt 1 (2009) und Zeitpunkt 2 (2014) in den Familien stattgefunden hat. Dies deshalb, weil beim zweiten Befragungszeitpunkt deutlich weniger der insgesamt 108 untersuchten Kinder anormal abwesende Verhaltensauffälligkeiten zeigten, wie noch zum ersten Zeitpunkt (t1) im Jahre 2009. Zwar gibt es in den einzelnen Skalen „Beschäftigung mit sonderbaren Gedanken“ und „Sorgevoller Ausdruck/Depressivität“ nach wie vor auffällig wenige Hinweise auf herausforderndes Verhalten. Aber auch in diesen zwei Mustern gab es im Vergleich zu Zeitpunkt 1 eine Abnahme; sprich eine Annäherung an die gemäss standardisiertem Instrument (CBCL©) zu erwartenden Häufigkeiten aus deren grossen Normgruppen. Diese Ergebnisse stärken die sogenannte „Honeymoon-These“ (vgl. SSI, 2010 u.a). Die besagt, dass zu Beginn der Adoption sich viele Kinder und ihre Adoptiveltern besonders viel Mühe geben, versuchen sich möglichst zu gefallen, wenige Irritationen oder Probleme zuzulassen oder erkennen zu wollen. Ob diese „Normalisierung“ zwischen 2009 und 2014 jeweils langsam vor sich gingen, kaum bemerkt oder durch aufwühlende Krisen hervorgerufen wurden, dazu werden dann die Ergebnisse der qualitativen Befragung Thesen entwerfen.

Jedoch ist die zweite wichtige, quantitativ feststellbare Tatsache aus der quantitativen Befragung, wie bereits angedeutet wurde, dass sich im Schatten der Annäherung des Verhaltens aller adoptierten Kinder an eine zu erwartende Verhaltensnorm kritische Fälle von Verhaltensproblemen, die Kinder und/oder deren soziales Umfeld stark belasten können, nicht nur hielten. Sondern sie haben in einzelnen CBCL©-Skalen teilweise deutlich zugenommen. Deshalb sei hier auf diejenigen Skalen verwiesen, in denen sich eine kritische Häufigkeit von Abweichungen bzw. Auffälligkeiten abzeichnet. Diese stellen wie gesagt keine Diagnosen, sondern mögliche Belastungs- oder Überlastungssituationen der Eltern, Kinder und/oder Familiensysteme dar:

- „Aufmerksamkeitsdefizite“:
In dieser Skala, die bei t1 als einzige bereits unterdurchschnittlich war, gab es nochmals eine deutliche Verschiebung, u.a. eine Zunahme im kritischen Bereich („clinical range“), der gemäss CBCL auf Überforderungstendenzen der Eltern und/oder Herausforderungen für das Kind hinweist – und folglich auch auf zunehmenden Bedarf an externer Hilfe in diesem Bereich.
- „Emotionale Abweisung und soziale Probleme“

³ Fehlend: 0.5%

⁴ Fehlend: 1.9%

Neu kommen 2014 bei „emotionaler Abweisung und sozialen Problemen“ Übervertretungen im Vergleich zur Normgruppe im kritischen, sprich klinischen Verhaltensbereich („clinical range“) hinzu – obschon da ebenfalls als neues Phänomen auch viele im überdurchschnittlichen Bereich liegen. Das heisst, dass bei einigen Kindern belastendes oder herausforderndes Verhalten diesbezüglich im gleichen Zeitraum auch deutlich abgenommen hat

- „Delinquentes Verhalten“

Schliesslich ist auch bei „delinquentem Verhalten“ eine neu überproportional grosse Gruppe der Kinder im klinischen Verhaltensbereich.

Gemäss CBCL© weisen Kinder, Eltern und/oder Familien, die 2009 (t1) multiple Belastungen zu bewältigen hatten, auch in 2014 mehrere kritische bis „klinische“ Werte auf. Es handelt sich demzufolge um Familien mit erhobenen Herausforderungen, die relativ konstant sind und nicht in 5 Jahren einfach verschwinden – auch wenn in dieser Zeit vielleicht ein besserer Umgang gefunden werden konnte (dieser wird nicht abgebildet). Daraus ergeben sich die fachlich relevanten Fragen in Bezug auf die numerisch zwar wenigen, aber als kritisch zu bewertenden Adoptivfamilien: Können sie beraten oder unterstützt werden, damit das Wohl der Kinder längerfristig gewährleistet ist und sie eine anregende und förderliche Umgebung des Aufwachsens erfahren dürfen und wenn ja, wie?

Nebst dem Verhalten erfasst das Instrument CBCL auch Kompetenzbereiche der Kinder, indem zusätzlich Fragen zu Freizeit, Kompetenzen oder Schule gestellt wurden. Diese 3 Themen fallen dabei besonders auf:

- *Überdurchschnittlich viele Freizeitaktivitäten* wie Sport, Singen, Pfadi u.ä. zur Gruppe an Gleichaltrigen (in der Normgruppe des Instruments)
- *Polarisierendes Bild bei den sozialen Kompetenzen*: überdurchschnittlich viele Kinder mit sehr hoher und überdurchschnittlich viele mit sehr tiefer sozialer Kompetenz – wobei sehr hohe und sehr tiefe je nach Bewertung der Eltern auch nahe zusammen liegen können.
- *Schule als eine neue Quelle von Sorgen für Eltern und Kinder (neu → Rolle der Schule, des Schuleintritts)*: 10% der Kinder haben eine Klasse wiederholt (wobei einige der Grundgesamtheit zum Befragungszeitpunkt noch nicht eingeschult waren). Gemäss Bundesamt für Statistik beträgt die Repetitionsquote im Jahr 2009/2010 auf der Primarstufe im Kanton Zürich 1.4 Prozent und auf der Sekundarstufe I 2.9 Prozent⁵. Es überrascht somit nicht, dass 50% der Eltern auf Lernschwierigkeiten oder Probleme wegen Lernrückständen oder anderem Tempo in der Schule verweisen (Konzentration, Entwicklungsverzögerungen, Sprachprobleme, Schulverweigerung, Langsamkeit, Motorik, teilw. auch Mobbing) – oft ab Kindergarten/1. Klasse, selten auch früher oder später. Einige vermerken aber gleichzeitig auch deutliche Besserungen an, die dank zusammen mit Schule eingeleiteten Massnahmen wie Schulwechsel, Abklärungen, Medikamenten oder aber dank Geduld der Schule/Lehrpersonen, der Eltern und/oder der Kinder erreicht wurden. In diesem Zusammenhang erscheint es auch stringent, dass 17.6% der Kinder eine Privat- & Sonderschule besuchen: Der Durchschnitt im Kanton Zürich bezogen auf den

⁵ Gleiche Quelle wie nächste Fussnote: Bj.ZH

Regelverlauf 2005-2015 beträgt 7% (5% Privat und 2% Heim- und Sonderschule) (bzw. 9% im Verlaufe der Sekundarstufe⁶)

- *Gesundheit:* Krankheiten gaben 18% der befragten Adoptiveltern an, diese sind sehr unterschiedlich, teils waren sie vorab unbekannt (was eine spezifische Problemstellung darstellt), aber zumeist sind sie in Behandlung.

Interessant erscheint uns auch, dass im Unterschied zu Zeitpunkt eins die Sorgen um das soziale Verhalten diejenigen um das Selbstvertrauen des Kindes abgelöst haben. Das bedeutet, dass nun – wohl auch im Zusammenhang mit den Eintritten in Kindergärten und Schulen – die Sorgen um Auffälligkeiten im Sozialen für die Eltern bedeutsamer sind als Sorgen um das Innenleben, um psychische Entwicklung und Wohlergehen des Kindes. Freude bereiten die Kinder den Eltern u.a. mit ihrer Offenheit, mit einem sozialen, hilfsbereiten Auftreten und einem starken Willen. Das sind Punkte, die auch eine positive Leseart der von anderen besorgt beobachteten Verhaltensweisen („soziale Probleme“, „Aggressivität“) sein könnten. Im Vergleich zu 2009 wird einzig die Freude um Entwicklungsschritte kaum noch benannt.

Sichtweise der Kinder und Jugendlichen

Während 2009 nur sehr wenige, älter adoptierte Kinder über 11 Jahre alt waren, waren es 2014 mehr – wenn auch die meisten immer noch jünger waren. Deshalb machten schliesslich bemerkenswerte 18 junge Menschen (von 21 angeschrieben) mit. Trotz verhältnismässig kleiner Anzahl und entsprechend vorsichtig zu deutenden Ergebnissen ergeben sich aus der Befragung dieser jungen Menschen für Familien wie auch Fachpersonen und Fachstellen sehr wichtige und ergänzende Einblicke in ihre Sichtweisen auf ihr Verhalten, ihr Befinden und ihr Leben:

- Im YSR© (11-18 Jahre) befindet sich in allen Skalen die grosse Mehrheit im Vergleich zur (auch hier gegebenen) normierten Gruppe im durchschnittlich und überdurchschnittlichen Bereich, das heisst sie beschreiben in der Eigenbeobachtung wenige bis keine internalisierende (i) oder externalisierende (e) (Verhaltens-)Auffälligkeiten. In fast jedem Bereich befindet sich ein/e Jugendliche/r aber auch im kritischen (clinical, untere 2% der Normgruppe) Bereich und eins bis zwei im kritischen Bereich (untere 5% der Normgruppe). Zu erwähnen: „soziale Probleme“, „Aufmerksamkeitsstörung“ und „aggressives Verhalten“ (2-3 Jugendliche kritisch bis clinical)
Bei den Sorgen und Freuden der Jugendlichen fallen somit folgende Differenzen zu den Antworten der Eltern auf: Beziehung zu Peers, Verhalten der Eltern und die eigene Verortung in der Biografie bezüglich Herkunft und Zugehörigkeit. Bei den Freuden: das gute Aussehen, das beliebt Sein bei anderen und der Glaube. Auffällige Gemeinsamkeiten zwischen Sichtweisen der Kinder und Eltern waren hingegen die positive Wertung des sozialen Wesens sowie eine Leistungs- und Perspektivenorientierung.
- Die 34 (von 58 erfragten) Zeichnungen von 7-11 Jährigen thematisieren in Bezug auf die eigenen Zukunftsperspektiven: das grösser und unabhängiger werdende Ich; das kompetent und grösser werdende Ich – vom Hobby zum Beruf; das erwachsen werdende Ich – in der grossen (Berufs-

)Welt; Das sozial werdende Ich – zusammen wachsen, zusammen sein; das (mit)bestimmend werdende Ich – mit schriftlichen Beschreibungen und Bewertungen.

Die Zeichnungen waren nicht nur wichtig für einen möglichst frühen und autonomen Miteinbezug der Kinder ab 7 Jahren und für das Erkennen der genannten Themen, sondern auch für die fortlaufende Sensibilisierung und Relationierung des Forschungsteams darauf, dass es in den Erkenntnissen primär um die Interessen des Kindes zu gehen habe.

4) Die zweite qualitative Erhebung 2015/2016: Wie Krisen in Familien angegangen und so Normalitäten neu ausgehandelt werden

Für die zweiten Interviews in den Jahren 2015/2016 waren 22 der ursprünglich 23 Familien bereit, in einem offenen Gespräch über die vergangenen fünf bis sechs Jahre, die aktuelle Situation und die Perspektiven zu sprechen. (Hinweis: aufgrund des Zugangs NACH der standardisierten Umfrage hatten wir in der ersten Welle darauf geachtet, dass verschiedene Ausprägungen kontrastiv abgebildet sind – z.B. mit sehr vielen, mittel und sehr wenigen Verhaltensauffälligkeiten, mit sehr vielen, mittel und wenig Sorgen etc. Dadurch hat die Auswahl keinen Anspruch darauf, den Durchschnitt, sondern die Vielfalt zu repräsentieren). Um Thesen und Themen aus der ersten Erhebungswelle, in der die meisten Kinder noch sehr jung waren, erneut aufzugreifen, richteten sich die offen gestellten Fragen erneut primär an die Adoptiveltern. Es wurde aber den Familien offen gelassen, ob und wie die Kinder bei der Befragung anwesend waren. Der Interviewende orientiert sich bei seiner Gesprächsgestaltung an einer Zeitachse mit Fokus auf die vergangenen 5 bis 6 Jahren. Darin wurden Erzählungen durch das Einbringen objektiv feststellbarer Veränderungen in der Familienform sowie subjektiver Familienthemen und -auseinandersetzungen punktuell angeregt.

Dass in den fünf bis sechs Jahren auch fünf bis sechs Jahre Leben vergangen waren, in denen neue Leben entstanden und andere endeten oder auch Lebensformen und -orte sich verändert haben, zeichnet sich auch in Veränderungen der Konstellationen innerhalb der 22 besuchten Familien ab:

- In drei Familien kam inzwischen ein adoptiertes Kind, in einer Familie ein leibliches Kind dazu
- Eine Familie wechselte frühzeitig zur offenen Adoption gegenüber der leiblichen Mutter der Kindes
- Drei Kinder werden inzwischen während der Woche fremdbetreut (unterschiedliche Angebote der stationären Kinder- und Jugendhilfe)
- Zwei Paare hatten sich in der Zwischenzeit getrennt oder geschieden
- Drei Familien sind umgezogen
- In einer Familie starb ein Vater (Krankheit), in einer anderen Familie starb ein Kind (Unfall)

Aufgrund von Alter, Entwicklungsstand und Lebensgeschichten der Kinder befanden sich die 22 befragten Familien zum Zeitpunkt der Interviews in sehr unterschiedlichen Phasen. Dennoch zeigt sich deutlich, was in den quantitativen Fragebögen mehrfach angedeutet wurde: Viele Familien hatten in den zwischen erster und zweiter Befragung vergangenen fünf bis sechs Jahren vergleichbare, teilweise existenzielle Krisen zu überwinden oder sind noch dabei, diese zu bewältigen – manchmal waren einzelne Personen, manchmal das ganze Familiensystem davon betroffen. Auffällig ist, dass häufig ein Gefühl von Ohnmacht bzw. erfahrene Deutungsunfähigkeit zu solchen Krisen führte, in der die Eltern, die Kinder und/oder das ganze System von sich aus keine

Handlungsoptionen mehr sahen. Als explizite Konsequenz solcher wahrgenommener Sackgassensituationen wurde dann bspw. die Polizei eingeschaltet (drei Fälle) oder externe Stellen (Notfallpsychiatrie, Therapien, Anlaufstellen) beigezogen. Öfters noch führten Krisen zu vorübergehender, oder in einigen Fällen auch anhaltender Resignation, Frustration und Erschöpfung, die im Binnenraum der Familie bearbeitet wurden oder unbenannt und unbearbeitet blieben.

Das heisst mit Anwendung dieser Definition von Krise haben 6 Familien in den vergangenen 5 bis 6 Jahren akute Krisen erfahren und überwunden, weitere 6 Familien können zum Erhebungszeitpunkt als in einer akuten Krise bezeichnet werden. Zwar fallen in den Familien mit akuten oder kürzlich überwundenen Krisen (oft unter Beiziehen externer Personen) mehr Kinder in den „clinical range“ der CBCL. Und in allen drei Fällen, in denen sich ein Kind in Fremdbetreuung befindet, können auch mehrere klinische Skalen definiert werden. Aber interessanterweise befinden sich Kinder auch bei den Familien ohne erwähnten Sinn- und Handlungskrisen in diesem Bereich, wenn auch nur wenige. Das stützt die Annahme des Instruments, wonach Kinder, die im „clinical range“ sind, das Bedürfnis nach externer (professioneller) Hilfe erhöht. Es verweist aber auch darauf, dass es Kinder, Eltern, Familien gibt, die sogenannte kritische Verhaltensweisen der Kinder offenbar gut in ein Zusammenleben einbauen können.

Gerade in Bezug auf mögliche Konsequenzen für das Verfahren, für die Soziale Arbeit und für weitere Angebote interessiert hier nicht nur, wieso es zu Krisen kam, sondern vor allem, wie und wieso diese überwunden oder nicht überwunden wurden, welche Rolle das Kind darin hatte oder auch, weshalb es in gewissen Familien – trotz standardisiert feststellbaren Verhaltensauffälligkeiten – nicht zu Krisen kam. Ein unterschiedliches Zusammenspiel der drei nachfolgenden Faktoren und Themen, die entweder in ähnlicher Form augenscheinlich bereits 2010 übergreifend vorkamen oder aber in der Zwischenzeit neu aufkamen, sowie der gemeinsam gefundene Umgang damit entschieden oft darüber, ob und wie es zu einer Krise kam und ob und wie diese überwunden werden konnte:

- Zugehörigkeit und Herkunft, Vertrauen und Fremdheit
„Er well bruni Eltere und er well bruni Gschwüschterti“
- Wahrnehmungen der Familie von innen und der Familie von aussen
„Also s'isch denn so überecho: als Eltere händ ihr au nüt druffä“
- Der erfahrene Familienzwang: Doing (Adoption) Family und Motive
„sGheimrezept isch eifach, ganz normal sie“
- Bedeutung und Bezüge zur Adoptions-Community und der Adoptionsimperativ
„Uf en Pool a Erfahrigä zruggrifä, wo käs Buech und kei Wüsseschaft chan vermitteln“
- Die Gegenwart des Damoklesschwertes „Pubertät“
„Das sind no chlini Problem, wart bis sie i d Pubertät chömed“

Es fällt auf, dass gewisse Ausprägungen dieser Themen wohl auch deshalb aufkamen oder sich seit Zeitpunkt eins (2010) intensiviert haben, weil sie zusammen hängen mit dem Älterwerden der Kinder, mit deren zunehmender Eigenständigkeit, zunehmendem Eigensinn, fortschreitender Loslösung und Hinterfragen des Bestehenden im konkreten oder auch emotionalen Sinne. Hinzu kommt das Älterwerden der Eltern, das verbunden sein kann mit schnellerer Ermüdung, abnehmender Flexibilität oder auch mit mehr Verantwortung und Zeitaufwand auf der Arbeit. Gleichwohl sind sie alle auch deutlich gefärbt von Erfahrungen, Hoffnungen und Ängsten vor dem „Andersseins“, vor vergangenen, heutigen oder auch künftigen Anormalitäten. Deutlich soll deren Einfluss an einem Fallbeispiel werden:

5) FALLBEISPIEL FABIO⁷

Fabio – seine Darstellung wurde so abgeändert, dass darin kein Einzelfall mehr sichtbar wird – ist zum Zeitpunkt des Interviews (2015) 7 Jahre alt und wurde 2009 im Alter von 1,5 Jahren adoptiert. Nach der Adoption im Sommer 2009 gibt Fabios Adoptivmutter, Kathrin P., ihre Arbeitsstelle auf, um sich ganz ihrer Mutterrolle zu widmen. Fabios Adoptivvater, Christian P., bleibt voll berufstätig. Zu Beginn macht sich beim Ehepaar P. zwar immer wieder Verunsicherung breit: Sind das Verhalten ihres Kindes und ihre jeweilige Reaktion darauf «normal» oder «anormal»? Davon abgesehen stellt sich aus ihrer Sicht gleichzeitig aber bald ein Gefühl von Familie ein, das sie genießen.

Eignungsabklärung und dann?

Vor allem ab 2015, spricht mit Fabios Übertritt in die erste Klasse, kommt es zu heftiger werdenden Konflikten mit seiner Mutter. Fabio lässt sich auf dem Pausenplatz schnell provozieren und findet nur schwer Freunde. Diese Phase wird von allen in der Familie als sehr belastend empfunden. Kathrin P., die sich stets komplett dem Wohl des Kindes und der Familie zu widmen versucht, fühlt sich durch Fabios Provokationen als Person und Mutter infrage gestellt. Die Eltern lassen Fabio ärztlich abklären, da sie in seinem Verhalten Konsequenzen seiner Adoption vermuteten. Christian P. über das Ergebnis: *«Und denn ist er auf Ritalin gesetzt worden, oder, ob wenn's nicht so eindeutig gewesen ist»*. Trotz einer nur knappen ADHS-Diagnose bekommt Fabio also Ritalin verschrieben. In der Schule und zuhause kommt es jetzt zwar zu weniger Konflikten und Streitereien, dafür haben die Eltern ein zunehmend schlechtes Gewissen. Denn das Ritalin führt bei Fabio zu Nebenwirkungen wie Magenproblemen, Gewichtsverlust und einer ausgeprägten Lethargie. Deshalb beginnt er auch bald sich gegen die Einnahme zu wehren.

Hinterfragen von Erwartungen und Rollenbildern

Angeregt durch Fabios Widerstand beginnen die Eltern nun sich viele Gedanken über ihr Familienbild, ihre Erwartungen und ihr Rollenverständnis zu machen und darüber, was sie daran ändern können und müssen. Um die Spannungen zwischen Mutter und Kind abzubauen, aber auch um Kathrins erhöhten Erwartungen an sich als Mutter und Hausfrau senken und ihren Fokus von Fabio und seinem Adoptionshintergrund zu lösen, steigt sie wieder Teilzeit in ihren Beruf ein. Fabio geht zweimal pro Woche zum Mittagstisch. Dank dieser veränderten Ausgangslage kann Fabio sich zuhause plötzlich ganz anders einbringen und sichtbar machen. So stößt er schließlich bei seinen Eltern, der Lehrerin und beim Arzt mit seinem Wunsch, die Medikation nicht fortzuführen, auf offene Ohren. Zum Zeitpunkt des Interviews liegt die selbstbestimmte Absetzung bereits ein halbes Jahr zurück und nach wie vor läuft es auch aus Fabios Sicht in der Schule und zuhause gut. Offenbar haben die offene Thematisierung der Herausforderungen, die selbstkritische Haltung der Eltern und die konkrete Entspannung im Familienkontext dazu geführt, dass das Ritalin nur temporär als Stütze gebraucht wurde. Fabio hat das nicht nur bemerkt, sondern wurde mit seinem Bedürfnis auch gehört und ernstgenommen.

In Fabios Fall war somit entscheidend, dass er dank der Krise zwischen ihm und seiner Mutter ersichtlich machen konnte, welche Einflüsse auf das Wohlergehen der Kinder und ihrer Familien im Zusammenspiel relevant sind für Veränderungen. Folglich hat man gemeinsam aus der Krise – die ein Ergebnis darstellte eines Zusammenspiels von Themen, die die Eltern einerseits im Kind vermuten und mit der Adoption in Verbindung zu bringen versuchen, und von alltäglichen Aufgaben wie Schule, Entwicklungsschritten oder Verunsicherungen in Erziehungsfragen gefunden. Dies gelang indem man

⁷ Alle Namen, Orts- und Jahrgaben sind anonymisiert

Fabio gehört und mit Einbezug auf sein Verhalten (er hatte in der Befragung unterdurchschnittliche Werte in den beiden CBCL-Verhaltens-Skalen „Delinquenz“ und „Aggressivität“) reagiert hat. Die externen Angebote waren in seinem Fall die ärztliche Abklärungen, die Lehrerin und die temporäre Medikation durch Ritalin.

6) Wenn es in Adoptivfamilien zu Krisen kommt

Was unterschiedliche Studien zum Aufwachsen in Pflege- und Adoptivfamilien zeigen (Gabriel & Keller 2015; Gassmann 2018; Reimer 2017; Palacios 2018; Selwyn 2018): Treten tiefgreifende Konflikte oder Krisen auf, die die Handlungsfähigkeit, Vertrauen, Sicherheitsgefühl oder Zusammenhalt im familialen Gefüge grundlegend infrage stellen, kommt bei den Adoptiveltern häufig das Gefühl oder auch die Angst auf, mit ihrer bewusst gewählten, anderen Familienform nun scheitern zu können. Der damals bewusst gemachte Schritt, das eigene private Leben für ein bis dahin meist fremdes Kind mit belastenden Vor-Erfahrungen oder ganz besonderen Bedürfnissen zu öffnen, kann dadurch plötzlich des Sinns beraubt werden (Keller et al. 2015). Im Zusammenhang mit diesem Gefühl oder dieser Angst gelingt es dann vielen nicht angemessen zu ergründen, welche Themen und Fragen hinter der erfahrenen Krise – im Sinne eines Symptoms, das immer auf Dahinterliegendes hinweist – stecken könnten. Viel öfter, da scheinbar naheliegender, wird dann danach gesucht, wer *in persona* Schuld daran tragen könnte.

Dieses detektivische Suchen nach Schuldigen des drohenden Beziehungs- oder Sinnverlusts führt hauptsächlich zu einem viel weitreichenderem Ergebnis, als dass gegebenenfalls Schuldige benannt werden können: Denn bereits das Suchen und Verdächtigen an sich kann zwischen Kindern und Eltern oder auch unter den Eltern und weiteren Beteiligten Skepsis, Vertrauenslücken und Distanzen immer grösser werden lassen. So sahen die Adoptiveltern im folgenden Gesprächsauszug den Weg aus einer von Krisen geprägten Zeit (12 jähriges Kind blieb mehrmals unentschuldigt über Nacht weg, es kam zu zunehmend heftigem Streit bis es im Streit der Mutter mit einem Küchenmesser drohte) zurück zu familialem Frieden und Vertrauen nur über die Androhung eines räumlichen wie auch emotionalen Ausschlusses des Kindes:

„Mir händ ihm nach em Strit gesit: Mir müend jetzt wieder Friede finde i oisere Familie und Vertraue und offäsichtlich klappt das mit dir nöd“

Natürlich könnte es sein, dass das Kind diesen Schritt in ein familienergänzendes Angebot für kürzere oder längere Zeit ebenfalls begrüssen würde und sich genau deshalb so verhalten hatte. Oder aber es wollte damit einen nicht hinterfragbaren Zusammenhalt von Familie auf die Probe stellen – verbunden mit der Hoffnung, auch in akuter Krise darauf zählen zu können, sich anerkannt oder zumindest erkannt zu fühlen (Bombach et al. 2018; Gabriel & Keller 2013). Ganz unabhängig von möglichen Motiven des Verhaltens des Kindes, das zur Infragestellung grundlegender Bedingungen des gelingenden Zusammenlebens geführt hatte: Vor allem wird es durch die Zuschreibung der Eltern, Unfrieden-Stifter und Störenfried zu sein, zum einzigen Schuldigen am festgestellten Problem. Und damit nicht genug: Nicht nur die Schuld, auch die Lösung des Problems hängt durch diese Äusserung der Eltern (im Unterschied zu Fabios Beispiel) einzig am Kind – im Sinne einer diagnostizierten Krankheit, die als unerwünschter Fremdkörper eines an sich gesunden Gefüges zu entfernen sei. Besonders brisant daran ist, dass dieser Zustand konträr zum einst explizit gemachten Wunsch vieler Eltern liegt, die adoptieren: einem fremden jungen Menschen ergänzend zum Bisherigen durch gemeinsames Aufwachsen Zugehörigkeit und Geborgenheit zu ermöglichen.

Auch wenn die geschilderte Krisensituation eine Ausnahme darstellt, gibt es in Studien einige Hinweise auf deutliche Häufungen solcher Herausforderungen für Adoptivfamilien. Doch konnte es in anderen Familien mit vergleichbarer Herausforderung rückblickend auch gut gelingen, nicht einzelne Menschen, sondern vorangegangene Erfahrungen und Erwartungen sowie momentanen Bedingungen als Einflussfaktor wahrzunehmen. Wie bei Fabio, oder wie bei dem aufwändigen Prozess zum Eingeständnis dieser Eltern, das rückblickend einen Wendepunkt dargestellt hatte:

„Und denn händ mer gseit, ja guet, mir händ ja eigentlich nüt meh zverlüre, i dere Phase isch gar nüt meh guet gsi. Denn hämmer gseit, es gängi besser wenn mir/... mir händ Hilf brucht“

Das Ergebnis dieser Suche stellt nicht das Ende, sondern den Beginn einer Lösung dar, die noch gemeinsam zu finden ist. Und gemeinsam eine Lösung zu finden kann auch in belastenden Situationen für alle Beteiligten etwas sinnstiftendes haben. Denn sie bietet allen gewisse Ansätze für das Zurückerlangen von Handlungsfähigkeit. Diese in verschiedenen Studien beobachtete Differenz der Lösungssuche von Adoptiv- aber auch Pflege-Familien (Gabriel&Keller 2013; Gassmann 2018) lässt uns zur klaren Feststellung kommen, dass nicht nur Zeitpunkt und Art der Krise und Krisenbenennung, sondern vor allem auch der gewählte Weg des Lösens weitreichende Konsequenzen hat.

7) Fazit: Erkenntnisse zu übergreifenden Risiko- und Schutzfaktoren

- *Konflikte, Krisen und Familie in Entwicklung: Ursachen und Umgang*
Schutz ist gegeben, wenn Familien in Krisenbewältigung Gemeinsamkeiten schaffen können. Risiko hingegen, wenn Familien erodieren und Enttäuschung, Wut und Verzweiflung den Alltag und die Deutung von Handlungen mitbestimmen: „Es isch nüt, oder. Das, das isch frustrierend, oder. Das isch nöd das, wo ich ghofft han“
- *Vulnerabilität der Kinder, der Eltern, der Familien*
Schutz ist gegeben, wenn Eltern, Kinder und Familien sich über die Zeit eine konsistente Identität, ein sicheres Selbstbild schaffen können, das nicht statisch und dogmatisch ist und dank dem auch grundlegenden Infragestellungen stand hält
Risiko hingegen, wenn man in gewissen Themen tiefgreifend verletzbar bleibt und dies – bewusst oder unbewusst – eingesetzt wird: „Wenn mer en Striet händ oder so, wet sie am liebschte grad uf Somalia uswandere oder ihres Buchmami da anehole, die machi sowieso alles viel besser und das isch den mängmal no <heavy>“
- *Das Vorkommen und Nicht-Vorkommen des Kindes*
Schutz scheint gegeben, wenn das Kind im Alltag, in Entscheidungen und Aushandlungen als individuelle heranwachsende Person mit seiner ganzen bisherigen Geschichte vorkommen kann – mit möglichst wenig Zuschreibungen
Risiko: Wenn das Kind hinter Etiketten, Diskussionen über das Kind o.ä. verschwindet und die Eltern nicht wie z.B. dieser Vater anerkennen: „Mer cha ihn nid umbüge“⁸

⁸ An dieser Stelle eine kurze These zur Geschwisterkonstellationen: sind ältere (leibliche oder adoptierte) Geschwister bei Ankunft des Kindes bereits in Familie und sie waren am Entscheidungsprozess angemessen beteiligt, ist das Risiko für übermäßige Konflikte zwischen Geschwistern oder wegen Anerkennungs- und Zugehörigkeitskonflikte gegenüber Eltern geringer (vgl. Selwyn 2018) als wenn danach noch ein leibliches hinzukommt (Schutz dann: bedachtes Schaffen von Gemeinsamkeiten)

Die unterschiedlichen, Orientierungssuchen – von Sicherheit bringend bis nachhaltig irritierend

Während die einen Eltern oder Familien krisenhafte Suchbewegungen nach Sicherheit überwunden haben (im Sinne eines ungezwungenen „being family“) oder noch dran (unter Druck oder als Zustand von Entwicklung) sind, scheinen wenige Eltern darin auch resigniert und eine handlungsleitende Suche aufgegeben zu haben. Letzteres erschwert leider sehr häufig auch die zunehmend hoch relevante Suche nach Sinn und Identität im Leben der Heranwachsenden. Das führt zur Weiterentwicklung der Verlaufsformen aus der ersten Erhebungswelle:

- *Ähnlich geblieben: Verunsicherung nach harmonischem Beginn:* Diese Verläufe werden mit dem Älterwerden der Kinder, mit deren nach Aussen gehen, dem Austesten und eigenständigen Aneignungen der Lebenswelt deutlich häufiger – auch ohne harmonischen Beginn.
- *Ähnlich geblieben: Von Beginn an wenige Vergleiche:* Wie bei der Gelassenheit angedeutet, scheinen nur ganz wenige Familien diesen Verlauf durchzuziehen, da die dafür nötige Selbstreferenz vor allem dann viel Energie verlangt, wenn man an eigene Grenzen kommt oder den Verzicht auf Vergleich auch beim Beiziehen externer Hilfe (die immer auch für einen Vergleich stehen) vereinbaren möchte.
- *Verändert haben sich die Verläufe von der Irritation zur Normalität:* In wenigen Fällen sorgten anhaltende Irritationen oder die aufgegebenene Suche nach Orientierung und Gemeinsamkeiten für eine Auflösung verbindender Strukturen, für eine befremdende Distanzierung und Erosion: von der anhaltenden oder plötzlich intensiven Irritation über Krisen zur Erosion
- *Eine neue Verlaufsform ist:* Einige Familien haben dafür – nach orientierungslosem oder verunsichernden Beginn und teilweise intensiven Krisen – gemeinsam zu dieser Verlaufsform gefunden: Normalisierung, von Doing Family zu Being Family, von der Kernfamilie zur Lebensgemeinschaft oder zur Grossfamilie

Schutzfaktoren entstehen im Zusammenspiel von:

- Angemessene Auseinandersetzung mit **Verfahren**
 - Wenig Belastung durch Probleme mit **Verhalten** (CBCL)
 - Möglichst bekannte **Vorgeschichten** (Bezugnahme)
 - Keine übermässige Dominanz dieser **5 Themen** im familialen Alltag (*Zugehörigkeit, Wahrnehmung innen/aussen, Familienzwang, Community, Damokles*)
 - **Bereitschaft zur Neu-Aushandlung** von Bildern und Ansprüchen
 - Erfahrene **Handlungsfähigkeit** (nicht gegeben bei Erklären oder Harmonieherstellung)
- Krisen führen so eher zum Schaffen von **Gemeinsamkeiten** anstatt zur **Be-Fremdung**, zur existenziellen **Infragestellung**

8) Ab wann ist eine Krise eine kritische Krise?

Im Diskurs besteht ein Konsens darüber, dass ein Ereignis dann als Krise zu betrachten sei, wenn sich die Zeit in ein «davor» und ein «danach» einteilen lässt und sich durch das Ereignis das Leben, die Menschen und deren sozialen Bezugssysteme substanziell verändern (Gabriel & Keller 2015). Letztlich entscheidet somit die Kombination von Wahrnehmung, Einschätzung, Verarbeitung und Bewertung der am Ereignis Beteiligten, inwieweit es für sie als kritisch gilt. Auch weil es gerade für

„Familie“ zwar viele, schöne und idealisierende Normalitätsbilder dafür aber wenig Ideen für den Umgang mit Krise gibt, kann eine lösungsorientierte Krisenbestimmung nur dann gelingen, wenn alle Perspektiven der Beteiligten beigezogen werden.

Adoptivfamilien können in Krisen, in denen bisherige biografische Erfahrungen aller Beteiligten in abgeänderter Form zutage gebracht werden, mit unterschiedlichen Wissenslücken bezüglich nicht gemeinsamer Lebenszeiten konfrontiert werden. Deshalb kann es gerade für diese Familiensysteme sehr hilfreich sein, sich gemeinsam und nicht getrennt den Fragen hinter der Krise zu stellen. Ob diese Zukunft im Sinne der bisherigen Familienidee auszusehen hat oder in einer ganz anderer Form weiter gelebt werden wird: Will sie die aktuelle Krise verarbeitet haben, ist sie stets auch ausgehend von der Kinderperspektive, von dessen Erfahrungen, Beziehungen und Sinngebungen auszuhandeln. Je nachdem können hierzu neutrale Aussenperspektiven in Form fachlicher Bewertung, Beratung oder auch Begleitung sehr hilfreich sein. Viele Familiensysteme mit „erworbener Elternschaft“ (Gassmann 2018) sind gerade in diesem Schritt jedoch sehr gehemmt. Denn das Beiziehen externer Hilfe – als wie niederschwellig sie aus fachlicher Sicht auch gesehen werden mag – scheint die Krise erstmals zu einer unumkehrbaren Tatsache zu machen, obschon es eigentlich der Lösung diene. Deshalb ist es wichtig, dass kritische Phasen in Familien primär als Chance, als dringlicher Ruf nach Veränderung mit prospektiv ungewissem Ausgang gesehen werden.

Gleichwohl kann es zuweilen sehr naiv, zynisch und realitätsfern wirken, wenn Fachpersonen oder andere Aussenstehende in familialen Krisen ausschliesslich den Chancenaspekt dieser teilweise sehr zermürenden, kränkenden oder auch beängstigenden Situationen betonen. Dies hat mit der dabei oft vergessenen «Bivalenz» von Krisen zu tun. Sie enthalten demnach nicht nur „eine Chance zur Reifung, Stärkung, Förderung, Persönlichkeitsentfaltung, Wachstum und Neuorganisation im Leben“ (Mennemann 2000, S. 207). Denn kritische Situationen beinhalten, wie wir gezeigt haben, auch die Gefahr, dass daran Negativoptiken und Distanzen gefestigt werden, die vielleicht lange unbemerkt aufgebaut wurden. Wenn sie sich in verletzenden und verachtenden Äusserungen oder Verhaltensweisen plötzlich und teilweise heftig bemerkbar machen, können sie bei Einzelnen Stress, Enttäuschungen, Wut, Verzweiflung oder Trauer verursachen. In solchen Situation kann von diesen Krise fast nie als Chance betrachtet werden. Was gesehen wird, ist das Zerbrechliche, das Nicht-Gemeinsame – und das ist nur solange nicht besorgniserregend, solange es für eine Veränderungsphase, und nicht für einen Zustand steht. So kann es nachweislich vorkommen, dass auch aus Furcht vor (erneuten) Negativoptiken Dritter keine Hilfe beigezogen wird, obschon ein intensiv belastendes Thema den gesamten Alltag, fast alle Gedanken und Perspektiven einzelner Mitglieder oder des ganzen Familiensystems dominiert und für grosse Verunsicherung sorgt. Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit sind deshalb dazu angehalten, in Begleitung von familialen Krisen auf einen „professionellen Pessimismus“ (vgl. Gabriel & Keller 2015) zu verzichten – sondern die Krise aus Sicht aller ernst zu nehmen und verstehen zu wollen. Schaffen Familien (wie es derjenigen im zweiten Zitat gelang) in ihrem oft aufwändigen und mühseligen Weg aus der Krise statt Differenzen nämlich Gemeinsamkeiten und Vertrauen, erfährt das Kind eine Lebensgemeinschaft, die bereit ist (oder sich zumindest Mühe gibt) sich fortlaufend neu und vielfältig zu definieren. So kann es gelingen, sich nicht vorgefertigten Ideen von Familie, sondern den Bedarfslagen der Einzelnen möglichst gut anzupassen. Ob in dieser Gemeinschaft immer auch so etwas wie normale „Familie“ stattfindet, kann nicht erzwungen werden, sondern muss sich immer wieder ergeben.

Diskussion/Fragen für Adoptiv- und Pflegefamilienbereich:

- Wie **präventiv denken** ohne zu dramatisieren?
- Wenn Eltern **sich als Eltern fühlen**, fühlen sich deren Kinder auch als deren Kinder? Und was, wenn Eltern sich nicht als Eltern fühlen?
- Kinder bemerken die **Themen der Eltern**, agieren, reagieren, widerspiegeln – Wie werden Themen des Kindes erkannt?
- Muss **Kultur/Herkunft/Zugehörigkeit** anders gedacht werden?
- Wann wird wer mit wem und was **verglichen**? Was bezwecken sie?
- Hat das Kind aufgrund der Adoption eine besondere **Stellung in Schule**?
- Wie erreicht man, dass das **Kind nicht (existenziell) infrage** gestellt wird? Wie schafft man Gemeinsamkeit in Krisen?
- Transfer in (wenig koordinierte) **Nach-Beratungsmöglichkeiten**
- Vermittlung der Ergebnisse an **Adoptiveltern** (zwischen Erweiterung der Normalität und adoptionspezifischen Themen)

Leben in Adoptiv- und Pflegefamilien – Normalitäten und Krisen

Referat im Rahmen der Forschungstagung vom 15. November 2018



**Kanton Zürich
Bildungsdirektion
Amt für Jugend und Berufsberatung**



Schweizerische Eidgenossenschaft
Confédération suisse
Confederazione Svizzera
Confederaziun svizra

Eidgenössisches Justiz- und Polizeidepartement EJPD
Bundesamt für Justiz BJ

PACH

Pflege- und
Adoptivkinder
Schweiz

**zh
aw**

Soziale Arbeit



Vortrag: Normalität bei ehemaligen Pflegekindern

Daniela Reimer, Dr. phil

Vielen Dank für die Einladung zu diesem Vortrag. Ich freue mich an und über Ihr Interesse am Thema Normalität. Wenn ich an das Thema Normalität bei ehemaligen Pflegekindern denke, dann fällt mir zuallererst ein Zitat ein, aus einem Interview, das ich im Jahr 2007 mit einer jungen Frau geführt habe, ich habe sie in meinen Veröffentlichungen Iris genannt, sie war damals 32 Jahre alt und hat mir neben vielen anderen interessanten Dingen berichtet:

Ich hab manchmal so den Eindruck gehabt, dass viele Menschen unheimlich überrascht sind, wenn ich sage, ich bin Pflegekind, ich glaube, die stellen sich unter Pflegekindern was ganz anderes vor, also ich hatte immer so den Eindruck, man muss entweder wirklich behindert sein, geistig behindert oder sechs Ohren haben, also man muss irgendwie ganz anders sein [...] also es gibt `ne Menge Vorurteile, wie ich finde, die einem dann auch entgegengebracht werden. Es haben ja auch wirklich sehr viele gesagt und, da war ich auch sehr überrascht, (verstellte Stimme) „ja, Mensch, und dann ist aus dir das geworden, was du jetzt bist, das hätte ich aber auch nicht gedacht, du müsstest eigentlich ja ganz anders dastehen“, also ich hab immer so den Eindruck, dass viele glauben, ja wie soll ich das nur beschreiben, also man darf keinen Schulabschluss haben, man darf keine Ausbildung haben, man müsste schon sechsmal verheiratet gewesen sein, acht Kinder haben von acht unterschiedlichen Männern, also en stückweit sozial schwach hat man gefälligst zu sein (Iris, 32 Jahre).

Diese und andere Aussagen, die in eine ähnliche Richtung gehen, haben mich darin bestärkt mich intensiver mit der Thematik der Normalität bei ehemaligen Pflegekindern zu befassen.

Bevor ich hier allerdings tiefer einsteige, möchte ich gerne mit Ihnen gemeinsam etwas allgemeiner über Normalität nachdenken. Und dazu möchte ich erst mal den Tagungstitel näher betrachten: «Leben in Pflege- und Adoptivfamilien – Normalitäten und Krisen».

Damit assoziiere ich, dass hier erstens wird hier nicht von Normalität sondern von Normalitäten gesprochen – möglicherweise gibt es also nicht die Normalität, sondern verschiedene Normalitäten. Weiter entsteht bei mir die Vorstellung, dass Normalität für und in Pflege- und Adoptivfamilien möglicherweise etwas anderes ist oder sein könnte als Normalitäten anderer Familien. Und der Zusatz Normalitäten und Krisen könnte darauf hindeuten: Normalität und Krise werden hier als Gegensatzpaar gesehen. Wenn alles normal läuft, ist die Krise abwesend, wenn es kriselt, ist es irgendwie nicht normal. An dieser Stelle würde ich allerdings gerne einhaken: Ist Normalität wirklich die Abwesenheit von Krise? Oder sind Krisen nicht auch Teil von Normalität? Konkreter: Würden Sie jemanden, der von sich selbst sagt, er habe noch nie eine Krise erlebt, normal finden? Würden Sie eine Familie, die von keiner Krise zu berichten weiss, als eine normale Familie bezeichnen? Oder ist es nicht eher so, dass da unsere fachlichen Alarmglocken schrillen, und wir eher von Verdrängung, Oberflächlichkeit, Bagatellisierung, Schönreden, u.ä. ausgehen würden bei Menschen, die sich vollständig von Krisen verschont sehen?

Das Nachdenken über das Verhältnis von Normalität und Krise führt dann unweigerlich zu einem Nachdenken darüber, welche Vorstellungen und Bilder wir haben von normalen Kindern, normalen Menschen, normalen Familien. Ich würde Sie das gerne fragen und mit Ihnen in eine Diskussion darüber gehen, aber das würde leider den Rahmen hier sprengen.

Anstatt dessen würde ich gerne einige möglicherweise etwas provokative Fragen in den Raum stellen:

Wann ist ein Kind ein normales Kind? Wenn es «normal» entwickelt ist? Wenn es sich «normal» verhält» - was auch immer das ist? Wenn es Freunde hat, wenn es gerne (aber auch nicht zu gerne) in die Schule geht, wenn es ausreichend mädchen- bzw. jungenhaft ist? Und weiter: Wann ist eine Familie eine normale Familie? Müssen dafür beide Elternteile da sein? Noch als Paar funktionieren und sogar glücklich miteinander sein oder braucht's das mittlerweile nicht mehr? Wieviele Kinder hat eine normale Familie? Wie müssen die Rollen zwischen den Eltern verteilt sein? Wer darf wieviel berufstätig sein, bzw. muss wieviel berufstätig sein? Wie sollen die wohnen? Muss die normale Familie alles selber leisten oder darf sie bestimmte Aufgaben (z.B. Hausaufgabenbetreuung) abgeben? Und nicht zuletzt: wieviel Normalität darf sein bevor es sich in langweilig verwandelt?

Sie merken schon, mit der Normalität ist das irgendwie nicht so einfach wie es auf den ersten Blick aussieht.

Ich gehe davon aus, und komme damit zu meiner ersten These, dass in der Normalitäten sich heute verwandelt haben und prinzipiell alle Menschen, also Sie alle, ich auch, vor der Herausforderung stehen, für sich eine Normalität zu konstruieren und diese immer wieder aufrechtzuerhalten, man könnte auch sagen, auszubalancieren.

Ein Wissenschaftskollege schreibt, „*Wie man es also auch wendet, der Normalität scheint man nicht entrinnen zu können. Wenn dem aber so ist, dann sollte man wissen, woran man mit ihr ist*“ (Seelmeyer 2008:14). Will sagen: wir sind permanent mit Normalitäten konfrontiert, haben auch alle eine eigene implizite Vorstellung davon was normal ist – und meist noch mehr was nicht normal ist-, aber dennoch bleibt der Normalitätsbegriff schwer greifbar. Um zu wissen, woran man mit der Normalität ist, würde ich gerne noch etwas ausholen. Jürgen Link, ein Literaturwissenschaftler, hat in einer langjährigen Studie herausgefunden, dass der Normalitätsbegriff in der deutschen Alltagssprache erst im Laufe des 19. Jahrhunderts auftaucht – genau da, wo Statistiken möglich und populär geworden sind. Das 19. Jahrhundert war davon gekennzeichnet, dass alles Mögliche und Unmögliche plötzlich vermessen und in Statistiken gepresst wurde. Aus dieser Zeit stammt die sogenannte Gausskurve, die davon ausgeht, dass alle sog. natürlichen Phänomene normalverteilt sind, wie z.B. Grösse, Gewicht, Intelligenz. In der Mitte sind jeweils viele, an den Rändern werden es immer weniger. Diese Gausskurve hat sich seitdem in unserer Wahrnehmung festgeschrieben. Menschen werden in unserer Gesellschaft permanent – medial, aber auch in der Interaktion mit anderen Menschen – mit statistischen Durchschnitten und ergo Normalitäten konfrontiert. Unsere Vorstellung von Normalität basiert und rekuriert immer auf der Normalverteilung. Gleichwohl wird Normalität in einer Gesellschaft ständig im Spannungsfeld von Normalverteilung und Normativität produziert. Wir alle haben Normen – eine Vorstellung was gut / nicht gut (richtig/ nicht richtig) ist -, und es gibt statistische Normalverteilungen, und diese beiden können u.U. in ein Spannungsfeld geraten. Und dann wird diskutiert und Normalität verhandelt. Deshalb ist Normalität auch immer im Prozess: Normalitäten und Normalitätsgrenzen verschieben sich durch den permanenten Diskurs immer wieder.

Aber es gibt einige wichtige Normalitätsfelder, mit denen wir alle regelmässig konfrontiert sind und uns auseinandersetzen müssen, das sind insbesondere Körper, kindliche Entwicklung, Lebensstandard, Bildung, Arbeit/Beruf, Geschlecht, Sexualität. Die ständige Konfrontation fordert – explizit oder implizit – auf, sich selbst und andere in diesen Normalitätsfeldern und statistischen Größen einzuordnen. Die Verortung im Durchschnitt bietet Sicherheit, gleichzeitig bedeutet sie auch Langeweile; die Verortung an einer Grenze bietet Spannung und Individualität, gleichzeitig stellt sie ein (Exklusions-)Risiko dar und kann Stigmatisierung (oder Behandlung/ Intervention) nach sich ziehen. Es ist davon auszugehen, dass kein Mensch vollständig, in allen Lebensbereichen „normal“ (also in der Mitte der Normalverteilung) ist. Und an diesem Punkt wird es spannend: die persönliche

Identität entwickelt sich *auch und gerade* in der Auseinandersetzung mit Normalitätserwartungen der Gesellschaft. Welche Normalitätserwartungen überschritten werden können und welche nicht, ist auch von der jeweiligen Gesellschaft und ihren Machtverhältnissen abhängig. Menschen schaffen ihre individuellen Normalitätskonstruktionen in einem aktiven Prozess der Bedeutungsproduktion: es erfolgt ein aktiver Prozess der Aneignung gesellschaftlicher Normalitätsvorstellungen, in dem die Menschen diese und die in ihnen enthaltenen Machtdimensionen wahrnehmen, bewerten, in ihnen aufgehen können, aber eben auch kreativ werden können, indem sie die Normalitäten umgehen oder gar negieren können, umformen und neuinterpretieren und damit für sich selbst Neues und Individuelles schaffen. Daraus entsteht dann unsere jeweilige Individualität. Anknüpfend daran verstehe ich unter Normalitätskonstruktionen eine Selbstverortung in objektive oder subjektiv wahrgenommene Durchschnittsverteilungen, sowie eine Stellung zu gesellschaftlichen Normen unter Berücksichtigung der Machtverteilungen, die mit Normalität verbunden sind. Als Normalitätsbalance bezeichne ich, wie es einer Person gelingt, ihre Normalitätskonstruktion aufrechtzuerhalten. Es geht also um das Verhältnis zwischen einem Menschen und seinen Individualitätsbestrebungen, seiner Biografie und den eigenen Vorstellungen von dem was und wie er oder sie sein möchte einerseits und andererseits den Normalitätserwartungen, die in einer konkreten Interaktion und der ständigen Auseinandersetzungen mit der Gesellschaft an die Person herangetragen werden.

Pflegekinder – und das ist meine zweite These – müssen ihre Normalität unter erschwerten Bedingungen konstruieren und aufrechterhalten.

Sie leben nicht mit der Herkunftsfamilie bzw. sind im Rückblick nicht bei dieser aufgewachsen, damit weichen sie von der gesellschaftlichen Norm und der Normalitätsverteilung ab; sie haben oft besondere Erfahrungen gemacht die nur ein kleiner Teil der Kindern in unserer Gesellschaft macht – teils Vernachlässigung, Misshandlung aber auch den Übergang in eine neue Familie, manchmal Heimaufenthalte; der Pflegekindstatus kann auch als erschwerte Bedingung verstanden werden – Kind in einer Familie sein, aber kein sogenanntes leibliches, ein unsicherer (rechtlicher) Status, Umgangskontakte mit den leiblichen Eltern, Geschwister haben mit denen man nicht aufwächst; genauso wie die Zuschreibungen aufgrund des Pflegekindstatus und der Vorerfahrungen («traumatisiert», «schwierig») sowie die größere Wahrscheinlichkeit von medizinischen / psychiatrischen Diagnosen.

Also: Pflegekinder müssen das was wir alle tun müssen auch tun, ihre Normalität konstruieren, irgendwo zwischen den gesellschaftlichen Normalitäten und ihren Individualitätsbestrebungen, aber die Ausgangsbedingungen dafür sind schwieriger als bei den meisten von uns.

Wie Pflegekinder das auf verschiedene Weise tun, möchte ich nun anhand von zwei sehr kontrastiven Fällen vorstellen: Lena und Marcel.

Vorher noch kurz zum Hintergrund: Ich habe eine grosse Zahl sogenannter biografischer Interviews mit jungen erwachsenen, ehemaligen Pflegekindern geführt, d.h. die InterviewpartnerInnen haben mir in der Regel über mehrere Stunden ihre gesamte Lebensgeschichte erzählt. Diese Interviews wurden exakt verschriftlicht (transkribiert) und danach im Detail analysiert. Für die Fragestellung der Normalität habe ich insgesamt sechs Interviews ausgewählt, in denen Normalität maximal unterschiedlich verhandelt wird und habe jedes einzelne analysiert und im Anschluss die Interviews verglichen und daraus ein Theoriemodell erarbeitet.

Lena und Marcel möchte ich als zwei interessante und besonders unterschiedliche Fälle herausgreifen und in den Grundzügen vorstellen.

Lena kam im Alter von neun Monaten in eine Pflegefamilie, die sie heute als ihre Familie sieht. Von der leiblichen Familie grenzt sie sich stark ab und wollte bereits als Kind Kontakt so weit möglich verhindern. Im Interview ist es ihr besonders wichtig, sich selbst als normal (gute Schulbildung, durchschnittliche Hobbies) und die Pflegefamilie als normale Familie zu präsentieren. Ihr Bedürfnis in der Pflegefamilie ein normales Kind zu sein geht so weit, dass sie selbst die fehlende biologische Beziehung zur Pflegefamilie teilweise negiert.

Marcel kam mit vier Jahren in eine Pflegefamilie. Der Übergang in die Pflegefamilie stellt für ihn eine Denormalisierung dar. Die Notwendigkeit der Fremdunterbringung stellt er bis heute in Frage. Im Jugendalter war die Beziehung zur Pflegefamilie sehr konfliktreich. Er verortet sich in der leiblichen Familie und versteht die Beziehungen zu den Mitgliedern der leiblichen Familie als normale Beziehungen. Die Beziehung zur Pflegefamilie ist konflikthaft, aber dennoch intensiv.

An einigen Schlüsselpunkten und –themen möchte ich Ihnen nun vorstellen, wie Lena und Marcel jeweils mit pflegekindspezifischen Thematiken umgehen.

Beide haben Erfahrungen mit dem **Unkonventionellen vor der Fremdunterbringung** gemacht, Lena jedoch bagatellisiert diese Erfahrungen indem sie beschreibt, sie wisse gar nicht, warum sie fremduntergebracht worden ist, sie weiss lediglich, dass ihr Vater im Rollstuhl war und vermutet, dass die Mutter mit drei Kindern und Mann im Rollstuhl überfordert gewesen sein könnte. Sie versichert aber, dass ihr im Gegensatz zu anderen Pflegekindern nichts Schlimmes passiert sei, das sieht sie auch als Beweis für ihre Normalität. Marcel dagegen berichtet ausführlich von häuslicher Gewalt, zwischen den Erwachsenen und auch gegen ihn, von Alkoholproblemen der Erwachsenen und von Vernachlässigung.

Die Fremdunterbringung als solche deuten die beiden völlig unterschiedlich. Für Lena ist die Fremdunterbringung ihr glückliches Schicksal „ich habe nur darauf gewartet bei der Pflegefamilie abgegeben zu werden“ sagt sie und berichtet davon, wie sich ihr Leben durch die Unterbringung schlagartig verbessert hat, dazu erzählt sie gemeinsam mit der Pflegemutter eine rührende Geschichte, die auch als Mythos gelesen werden kann, wie Lena als Schreikind zur Pflegefamilie kam und nachdem sie einmal kräftig gefüttert wurde und ausgeschlafen hat, kein Schreikind, sondern ein über alle Massen ausgeglichenes Kind war. Marcel dagegen berichtet er „habe in den ersten Jahren gar nicht verstanden was los ist und nur darauf gewartet, dass mich meine Mutter wieder abholt“. Bis zum 6. Lebensjahr habe er immer wenn es an der Haustüre geklingelt hat gedacht, er würde nun von seiner Mutter abgeholt. Bis heute stellt er die Notwendigkeit der Fremdunterbringung massiv in Frage.

Auch bezüglich der Frage der **Motivation der Pflegeeltern** unterscheiden sich die Berichte der beiden. Lena unterstellt der Pflegemutter ausschliesslich altruistische Motive, Marcel geht davon aus, dass er vorwiegend aus finanziellem Interesse der Pflegeeltern aufgenommen wurde.

Und auch was das **Informationsmanagement** angeht unterscheiden sich die beiden. Lena hatte immer das Bedürfnis, zu verstecken, dass sie Pflegekind ist:

da hab ich auch immer stark in der Grundschule drauf geachtet, dass das nich, also hab ich auch nie was von erzählt, dass ich en Pflegekind bin oder so, weil ich sah das gar nich als notwendig an oder ich wollte auch nich, dass jemand dann denkt, wir sind keine richtige Familie. Da hatte ich immer Angst vor, dass dann jemand denkt "Ja, aber das is ja nich deine Mama!" und so. Aber natürlich is das meine Mama und meine Geschwister und mein Papa. es war halt dann nur immer en bisschen

schwierich, weil ich das Thema halt vermeiden wollte in der Schule, wars natürlich immer komisch, wenn auf einma, wenn wir neue Bereitschaftskinder hatten und meine Mutter holt mich von der Schule ab oder so (...) "Häh, ich dachte, du hast drei Geschwister?" und auf einmal steht da noch eins bei oder so. Und ich habs dann immer so "Ja, ach da haste dich verhört" oder so weil kann da natürlich jedem sagen wollte ja, "Hör mal, hm, der is nur zur Besuch" oder so (...) sondern Ja, das war dann immer, dachte ich so "Oah toll, wie mach ich das denn jetzt wieder". Oder dann das eine weg und dann hmmm. [...] Den einen ham wir auch seit dem er ganz klein is unter anderem und dann "Oh, ich wusste gar nich, dass deine Mutter schwanger is (...)" "Ja-a, lange nich gesehen" nee, und "Ja hab ich dir erzählt, ja hm" (lacht) [...] also ich seh auch gar keinen Grund dazu, dass ich dann irgendwie sagen müsste "Hör mal, ja ich hab Geschwister, aber sind meine Pflegegeschwister" Muss nich sein, nee? Warum denn auch ? [...] ich halt immer dann die Vermutung hatte oder vielleicht auch en bisschen Angst hatte, dass die irgendwie sagen "Ja, das is doch gar nich richtig bei euch", sondern weil ich denen halt zeigen wollte, dass das ne richtige Familie sind, was wir, dass das so alles so toll is und so nich so irgendwie nur (...) "Ja, du bist ja bei ganz fremden Menschen" oder so. Ich hatte glaub ich dann immer Angst, dass die das nich verstehen, dass das für mich aber hier alles so toll und wunderbar is."

Marcel betont im Gegensatz dazu, dass er mit seinem Pflegekindsein stets offen umgegangen ist.

Für beide – das haben sie gemeinsam – sind die Sozialen Dienste ein stetes Symbol für das Unkonventionelle in ihrem Leben. Marcel wählt die Taktik, sich abzugrenzen, indem er die Behörde und insbesondere die MitarbeiterInnen karikiert und seltsame Geschichten über seltsame Menschen und nicht nachvollziehbare Entscheidungen erzählt. Lena dagegen wählt die Taktik, sich auf jeden Kontakt mit den Sozialen Diensten sehr gut vorzubereiten und immer kurze und knappe Antworten auf jede Frage zu geben und dadurch möglichst wenige Angriffspunkte zu haben.

Eine weitere Gemeinsamkeit ist, dass beide Familie als ein nicht-leibliches Gefüge nicht denken können. Wie die beiden damit umgehen ist maximal unterschiedlich: Lena betont, dass sie zwar weiss, dass die Pflegemutter nicht ihre leibliche Mutter ist, aber dies bis heute nicht glauben kann, als Kind berichtet sie, wollte sie sich immer unter dem T-Shirt der Pflegemutter verstecken und so tun als wäre sie im Bauch der Pflegemutter und bis heute kann sie emotional nicht glauben, dass sie wirklich nie im Bauch der Pflegemutter war. Marcel dagegen verortet sich vollständig in der leiblichen Familie und sieht diese als seine „normale“ Familie an. Dies zeigt sich dann auch an den unterschiedlichen Rollen, die den beiden ihren leiblichen Familien in ihrem Leben geben. Während Lena berichtet:

„Weil ich natürlich auf diese Besuchskontakte immer eher so dann wirklich mit Übelkeit reagiert hab, also ich war total schlapp, also da war ich echt en Tag, musste ich dann erst mal wieder davon runterkommen. Aber kann ma nix machen, nee, also. Aber da, sieht ma is dann vielleicht irgendwo diese kleine Verbindung oder so, wenn man noch sehen kann, dass ich halt irgendwie so en komisches Gefühl dann davon kriege oder so, aber. Also ich kann es auch nicht genau sagen, warum es das jetzt is. Aber also es ist auch noch so, dass wenn meine Halbschwester, mit der wir eh so freundschaftliches Kontaktverhältnis haben, da is das ganz normal aber die seh ich ja auch als Freundin und nicht als Schwester oder so. und aber wenn meine leibliche Mutter jetzt zu Besuch is oder so, dann ist es immer noch so, dass ich echt, ich wüsst auch gar nicht, was ich mit den Leuten reden sollte.“

erzählt Marcel:

„Dann haben die das irgendwie so gedreht das meine Mama zwei Jahre kein Kontakt haben durfte zu mir und mich nie holen durfte, nicht sehen durfte und sowas alles [...] Da hat ich dann meine Zeit wo ich gesagt hab ich will hier raus, weil ich das nie ganz nach vollzogen hab und in den zwei

Jahren da hat sich der Opa, der ist dann mein Opa durfte mich holen , aber meine Mutter durfte mich nicht sehen. Dann sind wir da an nem Wald spazieren gegangen und sie sass im Gebüsch damit sie mich überhaupt noch begucken konnte. Und da hatte ich dann ne Beziehung nachher in den nächsten Jahr , halben Jahr wo sie mich wieder holen durfte sehr gefestigt und seitdem hat man halt Höhen und Tiefen wie in ner normalen Familie auch, aber ich würde nichts auf meine Mutter kommen lassen sag ich mal so.“

Und auch den Übergang in die Selbständigkeit lösen die beiden völlig konträr. Während Lena als junge Volljährige noch bei der Pflegefamilie lebt und aus jetziger Sicht keine Notwendigkeit sieht dort auszuziehen, bevor sie selbst eine Familie gründen möchte, hat Marcel die Pflegefamilie direkt mit dem Erreichen der Volljährigkeit verlassen und lebt seitdem selbständig, worauf er sehr stolz ist.

Aus dem Vergleich von insgesamt sechs sehr kontrastiven Interviewanalysen wurde ein theoretisches Modell von Normalitätskonstruktionen und Normalitätsbalancen bei Pflegekindern erstellt. Aufgrund der Komplexität möchte ich Ihnen die Darstellung an dieser Stelle ersparen (mit Verweis auf: Reimer 2017). **Aus dem Theoriemodell heraus wurden allerdings vier Typen gebildet, die idealtypisch verdichtet darstellen, wie junge Erwachsene, ehemalige Pflegekinder auf verschiedene Art Normalität konstruieren und ausbalancieren.** Es ist davon auszugehen, dass die Idealtypen tatsächlich so auftreten können, dass es aber auch erwachsene Pflegekinder geben kann, bei denen sich Typen mischen.

Typ 1: Normalität behaupten – gegen alle Widerstände

Dieser Pflegekindtypus präsentiert sich als über alle Maßen normal. Er weiß zwar um die fehlende Normalität, versucht diese allerdings zu glätten oder gar zu leugnen. Die Tatsachen, die zur Inpflegegabe geführt haben und mit fehlender Normalität in Verbindung stehen, werden bagatellisiert. Mythen um die Inpflegegabe spielen eine wichtige Rolle, die Unterbringung in genau dieser Pflegefamilie wird als schicksalhaft betrachtet. In diesem Typus finden sich junge Erwachsene mit sehr enger Beziehung zur Pflegefamilie. Ein Ablöseprozess als wichtiger Teil der Autonomieentwicklung hat hier noch nicht stattgefunden. Die Pflegefamilie wird als eigene Familie betrachtet, die Pflegefamilie und vor allem die Pflegemütter werden stark idealisiert, darüber wird ein hohes Maß an Zugehörigkeit zur Pflegefamilie konstituiert. Generell zeichnet sich dieser Typus dadurch aus, dass er stark normierte Vorstellungen über Familie, Bildung, Beruf, Freizeitbeschäftigungen und teilweise weitere Lebensbereiche hat. Der Kontakt zur Herkunftsfamilie ist stark eingeschränkt, es erfolgt eine deutliche Abgrenzung. Es dominiert ein Schwarz-Weiß-Denken, die Herkunftsfamilie und Pflegefamilie werden eingeteilt einerseits in die gute, richtige, normale Familie, andererseits in die schlechte, anormale Familie. Das Reflexionsniveau ist bei diesem Typus relativ niedrig. Den Hintergrund dafür bilden aber explizit nicht fehlende Bildungsressourcen, sondern die Tatsache, dass die Reflexion über die eigene Geschichte innerlich abgewehrt wird. Dieser Typus hat nur wenige Mitwisser der Fremdunterbringung. Das Stigmamanagement ist entsprechend verdeckt. Die angewandten Taktiken haben extremen Charakter, gängig sind auch Lügen und sich in Widersprüche zu verstricken. Als Preis für dieses strikte Informationsmanagement werden Kontakte außerhalb der Pflegefamilie stark eingeschränkt, sprich dieser Typus hat wenige Freunde, diese sind dann aber engste Vertraute. In der Regel sind bei diesem Typus viele Kompensationsmöglichkeiten vorhanden – gute Integration in die Pflegefamilie und deren soziales Umfeld, Bildungsressourcen, gelingender Übergang Schule – Beruf. Die Chancen für diesen Typus liegen in der Scheinklarheit, die eine feste Verortung und Zugehörigkeit ermöglicht und dadurch auch Handlungsfähigkeit bietet. Dieser Typus kann vollständig von den Ressourcen, die die Pflegefamilie bietet, profitieren. Dem gegenüber stehen Risiken für die Autonomieentwicklung. Aufgrund der engen Beziehung zur Pflegefamilie, ihrer außerordentlichen Wichtigkeit und der damit einhergehenden Idealisierung wird es schwierig, sich selbst als autonome Personen mit einer eigenständigen Lebensführung zu formieren.

Typ 2: Normalität vorleben – Risiken entgehen

Bei diesem Typus dominiert ein Verständnis als Normale. Die Bereiche im heutigen Leben oder in der Geschichte, die von fehlender Normalität gekennzeichnet sind, werden aber deutlich wahrgenommen und benannt. In Abgrenzung zum Typus 1 dient hier allerdings nicht die Pflegefamilie als zentraler Normalitätsanker. Die Pflegefamilie hat zwar eine zentrale Bedeutung und wird auch tendenziell idealisiert, daneben gibt es allerdings weitere zusätzliche Verankerungen von Normalität in diversen anderen Lebensbereichen. Hier geht es darum, sehr bewusst in sämtlichen Bereichen Normalität vorzuleben und dadurch eine ständige Rückversicherung für die eigene Normalität zu erlangen. Im Zentrum stehen geschlechtstypische Handlungsmuster und die daraus folgende Rückversicherung eine normale Frau oder ein normaler Mann zu sein, genauso wie die Rückversicherung einen normalen, ordentlichen Beruf zu haben und gegebenenfalls selbst eine normale Familie zu gründen. Es besteht das zentrale Bedürfnis, Zugehörigkeit zu den als normal Wahrgenommenen herzustellen und zu erhalten. Darüber hinaus wird eine sekundäre Zugehörigkeit zu den als normal Verstandenen hergestellt, indem eine starke Orientierung an deren Normen und Werten erfolgt. Dagegen erfolgt eine deutliche Abgrenzung von denen, die fehlende Normalität repräsentieren. Mit dem Kontakt zu den Anormalen geht eine ständige Sorge vor einer Kontaminierung einher, die ein Risiko für die eigene Denormalisierung mit sich bringt. Die Abgrenzung ist allerdings tendenziell nicht so hart wie beim Typ 1, es kann eine Annäherung erfolgen, die dann allerdings stark reflektiert wird, um eine Kontaminierungsgefahr zu minimieren. Vielschichtigkeiten und fehlende Eindeutigkeiten werden teilweise wahrgenommen, doch gibt es auch hier Dramatisierungen und Übertreibungen, die die Angst vor dem Risiko fehlender Normalität verdeutlichen. Die aus der subjektiven Sicht Normalen werden weitgehend unkritisch betrachtet. Das Reflexionsniveau ist relativ niedrig. Im Stigmamanagement sind offene und verdeckte Formen denkbar. In der Regel gibt es intensive Außenkontakte, in denen ein offenes Informationsmanagement betrieben wird, der große Freundeskreis dient wiederum der Rückversicherung der Normalität. Zentrale Ressource dieses Typus ist eine enge Bindung an die Pflegefamilie. Die klare Orientierung an den Normen und Werten „der Normalen“ verschafft Handlungsoptionen und Handlungssicherheit. Weitreichendes und sich verstetigendes Risikoverhalten ist von diesem Typus nicht zu befürchten, da dies eine Gefahr für die Normalität darstellen könnte. Zentrales Risiko für diesen Typus sind eine zu große Anpassung an die als normal bewerteten Menschen und deren Werte und Normen, die dazu führt, dass die eigenen Bedürfnisse nicht wahrgenommen werden können. Die Idealisierung der Normalen und der Normalität als Ganzem, kann zu einem ausgeprägten Schwarz-Weiß-Denken führen, das Exploration und Mut hemmt. Die Angst vor einer potentiellen Grenzüberschreitung in einem Normalfeld kann hemmend wirken.

Typ 3: Über fehlende Normalität philosophieren – und sie (auch dadurch) teilweise relativieren

Die fehlende Normalität und die daraus hervorgehenden Herausforderungen stehen im Mittelpunkt der Denkprozesse dieses Typus. Reflexion ist die zentrale Dimension, um die sich alle anderen Taktiken drehen. Dadurch erfolgt teilweise ein Reframing der Normalitätsfrage: Dieser Typus wird allein aufgrund der weitreichenden Reflexion über die fehlende Normalität paradoxerweise teilweise als normal wahrgenommen. Schon während des Pflegeverhältnisses wird viel über die fehlende Normalität dieser Form von Familie und des Zusammenlebens nachgedacht und die Normalität der Pflegefamilie tendenziell in Frage gestellt, was (heftige) Konflikte im Jugendalter mit sich bringen kann, bis hin zum Abbruch oder zeitweiligen Zerwürfnissen in der Phase der Beendigung. Die Wahrnehmung von Vielschichtigkeit bei Pflegefamilie wie Herkunftsfamilie ist sehr hoch, auch deren jeweilige Werte und Normen werden ständig hinterfragt und können nicht einfach akzeptiert oder gar übernommen werden. Aufgrund dessen gibt es lediglich lose Zugehörigkeiten und auch nur lose Abgrenzungen. Dieser Typus nimmt eher Abgrenzung von Normen und Werten oder Zuschreibungen vor als von konkreten Menschen. Abgrenzungstechniken sind weicher als bei Typus 1 und 2. Zugehörigkeit wird eher zu imaginierten oder abstrakten Gruppen von Personen oder zur eigengegründeten Familie

hergestellt, zu Pflege- und Herkunftsfamilie wird keine zu enge Zugehörigkeit empfunden. Das Stigmamangement erfolgt in Form eines offenen Umgangs mit der Pflegekindtatsache. Diesem Typus ist es wichtig, sich im Gespräch erklären zu können und fehlende Nachfragen oder gar eine fehlende Bereitschaft der Auseinandersetzung mit der Person wird als potentiell kränkend erlebt. Kompensation der fehlenden Normalität ist diesem Typus sehr wichtig. Zentrale Taktiken sind Erfolg im Bildungssystem und im Beruf, sowie das Gründen einer der Normalfamilie entsprechenden eigenen Familie. Ist in einem Bereich keine Normalität möglich, wird dies reflektiert und problematisiert. Die Ressourcen dieses Typus sind ein kritischer Geist, er ist selbständig und autonom, hat oft Erfolge in Bildungssystem und Beruf, und ist sehr bemüht um positive Beziehungen in Partnerschaften und in der eigengegründeten Familie. Besondere Risiken bei diesem Typus sind eine „Ich-glaub-keinem-was“- Haltung, die Überbewertung von Reflexion und den daraus hervorgehenden Ressourcen, eigenbrötlerische Haltungen. Aufgrund der Überbetonung ihrer Autonomie riskieren sie Einsamkeit. Erfolg in zentralen Lebensbereichen erscheint obligatorisch, teilweise gar überlebenswichtig.

Typ 4: Fehlende Normalität zelebrieren – und Exklusion riskieren

Dieser Typus präsentiert sich als unnormal. Dabei erscheint die fehlende Normalität einerseits als Makel, andererseits wird ein (großer) Nutzen aus ihr gezogen. Weitreichende Diagnose- und Therapieerfahrungen und die Annahme einer Identität als (psychisch) Kranker sind bei diesem Typus gängig. Typisch ist eine Grundhaltung, bei der davon ausgegangen wird, dass eigentlich alle Menschen unnormal sind und man selbst lediglich einer unter ihnen, allerdings mit einem spezifischen Profil, ist. Abgrenzung erfolgt vor allem über die Dramatisierungen von Vorerfahrungen und die Distanzierung von bestimmten Menschen. Teilweise gibt es auch Kontaktabbrüche mit Menschen, deren fehlende Normalität als zeitweilig unerträglich erlebt wird, der Abbruch des Kontakts ist aber meist nur zeitlich befristet. Zugehörigkeit wird nur lose zu Menschen konstruiert, weil Beziehungen generell als kompliziert erfahren werden; die Verortung der Zugehörigkeit findet sich tendenziell bei abstrakten Gruppen, die sehr unterschiedlich sein können (z. B. Kranke, Pflegekinder, Unnormale, Verständnisvolle). Vielschichtige Perspektiven auf die eigene Geschichte und die wichtigen Menschen in der Geschichte sind sehr ausgeprägt, aber weitgehend unreflektiert. Oft sind sie beeinflusst von Therapien. Damit einher geht häufig eine Übernahme therapeutischen Vokabulars. Diesem Typus stehen oft nur wenige Kompensationsmöglichkeiten zur Verfügung, da Probleme im Bildungssystem (fast immer) bestanden. Entsprechend konnten keine weitreichenden Bildungsressourcen gesammelt werden, der Übergang in Schule und Beruf ist dadurch ebenfalls kompliziert und bedarf mehrerer Anläufe oder scheitert gar. Positive Partnerschaftserfahrungen sind wegen der komplizierten generellen Beziehungsgestaltung auch eher selten. Das Stigmamangement ist situationsabhängig. Dieser Typus zieht wichtige Ressourcen daraus, dass er mit seiner fehlenden Normalität (zumindest: weitgehend) ausgesöhnt ist. Ihm stehen viele Freiheiten offen. Das große und weitreichende Risiko ist, dass Diskrepanzen zwischen Sein und gesellschaftlichen Erwartungen verkannt werden. Während des Jugendmatoriums besteht noch eine besondere Art von Schutz, sozialpädagogische Angebote können in Anspruch genommen werden. Sobald dieser Rahmen wegfällt, riskiert der Typus gesellschaftliche Exklusion.

Und damit komme ich nun zu meinem Fazit: Was bedeutet das für die Normalität bei ehemaligen Pflegekindern?

Zuallererst richtet diese Sichtweise den Blick auf Belastungen und Ressourcen bei allen Typen von Normalitätskonstruktionen. Es gibt keine ideale Normalitätskonstruktion für (ehemalige Pflegekinder), alle Typen bergen, wie Sie gesehen haben, Belastungen und Ressourcen. Das erfordert

den Blick auf den Einzelfall: Fachkräfte und Pflegeeltern können Ressourcen stärken und idealerweise Belastungen abmildern, und damit auch mögliche (Normalitäts-)Krisen zu Chancen werden lassen.

Die Sichtweise appelliert aber gleichzeitig zur Vorsicht vor stigmatisierenden Zuschreibungen und festschreibenden Diagnosen, die das Potential bergen Normalitätskonstruktionen weiter zu erschweren (vgl. Typ 4).

Für alle Typen stellt Biografiearbeit und eine langfristige intensive Betreuung eine wichtige Ressource dar, die unbedingt genutzt werden sollte.

Und nicht zuletzt möchte ich darauf hinweisen: prekäre Normalität in bestimmten Lebensbereichen kann zumindest teilweise durch andere Ressourcen kompensiert werden: Bildung, Reflexionsvermögen, Fähigkeit Vielschichtigkeit und Mehrdeutigkeit zuzulassen und auszuhalten, Selbstbewusstsein, Zugehörigkeitsgefühle. Die Frage, die sich daran anknüpfend an die Pflegekinderhilfe stellt – und mit der ich meinen Vortrag beenden möchte – ist: Wie stärken wir – als Fachkräfte und Pflegeeltern – diese Ressourcen bei Pflegekindern?

Leben in Adoptiv- und Pflegefamilien – Normalitäten und Krisen

Referat im Rahmen der Forschungstagung vom 15. November 2018



**Kanton Zürich
Bildungsdirektion
Amt für Jugend und Berufsberatung**



Schweizerische Eidgenossenschaft
Confédération suisse
Confederazione Svizzera
Confederaziun svizra

Eidgenössisches Justiz- und Polizeidepartement EJPD
Bundesamt für Justiz BJ

PACH

Pflege- und
Adoptivkinder
Schweiz

**zh
aw**

Soziale Arbeit



Nathalie Chapon

"Von der Pflegschaft bis zur Adoption von Kindern, eine Möglichkeit?"

"

15. November 2018

Schweiz

Heutzutage sind unsere Kinder mit einzigartigen Familiensituationen konfrontiert, welche für die Familienbeziehungen und das soziale Zusammenwirken bedeutsam sind. In der Vergangenheit führte die Alleinerziehung aufgrund der Witwenschaft schnell zu einer familiären Neuordnung, um den wirtschaftlichen Bedürfnissen des Lebens gerecht zu werden, einige der so genannten "Muttertöchter" wurden mit einer doppelten Strafe konfrontiert; Die Verleumdung und der Verzicht auf ihr Kind (Ausstellung "La mémoire et le lien", Departementales Archiv Marseille März-April 2014). Meistens wurden Kinder von Dritten aufgrund einer Familienrekonfiguration im Zusammenhang mit einer Witwenschaft oder aufgrund der Unterbringung des Kindes in Pflege auf dem Land, erzogen (Chapon, 2014). Seit Jahrhunderten werden daher in Frankreich oder anderswo viele Kinder von anderen als ihren eigenen Eltern erzogen. "Paradoxerweise bringen uns die gegenwärtigen Veränderungen in der Familie den starken alten Verwandtschaftsmodellen näher, bei denen das Paar nicht unbedingt alles in der Familie war, wo man viele Väter und Mütter haben konnte." (Journet, 2013, 35). Diese Beobachtung, die von Historikern (Knibehler, Capul, Flandrin) und Anthropologen (Fine, Massard, Cadoret) weithin analysiert wurde, könnte auf eine gewisse Fragilität der Verwandtschaft hindeuten, indem sie anderen die Ausübung ihrer elterlichen Funktionen und damit ihres elterlichen Status gewährt und das Kind in eine neue Familie einbringt, indem sie einen Elternteil durch einen anderen ersetzt. Die Stiefmutter wurde so zur neuen Mutter, so wie es den Kindern oft mit Aschenputtel's Geschichte vorgelesen worden ist, in der dem jungen Aschenputtel die paradoxe Weisung auferlegt wurde, "*Du wirst mich Mutter nennen!*" ». Als ob die neue Familienzusammensetzung des Vaters den ursprünglichen mütterlichen Status und damit die Vergangenheit und die Erinnerung des Kindes auslöschen könnte. Dies ist eine Geschichte, die uns zum Kern des Begriffs der Substitution, des Ersatzes eines Elternteils durch einen anderen führt. Nun sind heute viele Scheidungskinder mit einer Vielzahl von Elternfiguren konfrontiert, ohne dass der andere Elternteil ausgelöscht wird. Was versteht man unter einem Elternteil? Von welchen Eltern sprechen wir, wenn es Situationen gibt, in denen das Kind von einer anderen Familie als seiner eigenen aufgenommen wird?

Der spezifische Kontext der Pflegschaft (*accueil familial*), bei der ein Kind während mehrerer Jahre von einer anderen Familie, einer Pflegefamilie, erzogen wird, weckt Fragen nach dem, was täglich erlebt wird, nach der Aufteilung der Zeit, nach den Gefühlen jedes Einzelnen, den entwickelten Emotionen. Die Frage der Verwandtschaft wird hier aufgeworfen und erhält ihre volle Bedeutung, wenn man ein Kind wie sein eigenes erzieht, obwohl es einem lediglich anvertraut worden ist.

Wir haben hier die Möglichkeit, über diese Fragen auf der Grundlage der Theorie der Pflegeelternschaft nachzudenken, die auf zwei Konzepten basiert: Elternschaft und Familienvertretung (*Suppléance familial*) (Chapon, 2014, Chapon, Neyrand, Siffrein-Blanc, 2018).

Verwandtschaft, ein komplexes System

Dieser erste Teil zielt darauf ab, den spezifischen Kontext der Pflegefamilie und der Eltern-Kind-Beziehungen darzustellen. Das Elternschaftssystem (Neyrand, 2013) ermöglicht es, die bestehenden familiären Beziehungen innerhalb derjenigen Familien, die ausserhalb des Verwandtschaftssystems liegen, aus einem neuen Blickwinkel zu erfassen (Chapon-Crouzet, Neyrand, 2005).

Der erste Schritt ist die Klärung der Begriffe *Verwandtschaft* und *Elternschaft*.

Um also alle Personen zu bezeichnen, die durch Blutsband und Schwägerschaft verbunden sind, verwenden wir den Begriff der *Verwandtschaft*. *Verwandtschaft* wird dabei rechtlich als die Beziehung zwischen Personen, die voneinander oder von einem gemeinsamen Vorfahren abstammen bezeichnet: Vater, Mutter und Kinder, Grosseltern und Enkelkinder, Brüder und Schwestern, Cousins.....

Das Verwandtschaftssystem organisiert die menschliche Familie, die Begriffe Vater, Mutter, Bruder, Schwester.... bezeichnet normative Vorstellungen / stellt die einen in Bezug zu den anderen. Erzeugung und häusliches Leben sind mit diesen Vorstellungen verbunden. Das Verwandtschaftssystem betrifft das Schwägerschaftsverhältnis, das Geschwisterverhältnis und das Kindsverhältnis.

Der Code Napoleon hält explizit fest, "*ein Vater und eine Mutter, nicht einer weniger, nicht einer mehr*". Unser Abstammungssystem wird von einer zentralen Norm begleitet: Jedes Individuum befindet sich in der Position des "Sohnes von" oder der "Tochter von" nur in Bezug auf einen Mann und eine Frau (Ouellette, 1996).

Familienrealitäten trennen heute jedoch zunehmend den biologische Einbezug des Kindes in einer Familie von der häuslichen Dimension dieser Familie, da das Kind durch familiäre Neuzusammensetzungen von mehreren Erwachsenen erzogen wird.

Diese Grundlagen des Kindesverhältnisses werden insbesondere auch untergraben, wenn sie mit den spezifischen Situationen der medizinisch unterstützten Fortpflanzung (MAP), der Schwangerschaftsvertretung (GPA), der Adoption oder der Homoelternschaft konfrontiert werden, bei denen mehr als zwei Elternteile vorhanden sind. Angesichts dieser vielfältigen Art, Eltern zu werden, stehen wir vor einer Schwierigkeit: Was ist mit den physiologischen Eltern? In einigen Fällen neigt die Gesellschaft dazu, die physiologischen Eltern zu eliminieren, um so einfacher eine soziale Verwandtschaft aufzubauen, die als Ersatz vorgesehen ist.

Obwohl einige Autoren (Cadoret, 2001), aus anthropologischer Sicht die Verwandtschaftssysteme in Pflegefamilien untersucht haben und sie ihre Arbeiten im Bereich der pluralen Verwandtschaft oder sozialen Vaterschaft einordnen (Martins, 2010), bevorzugen wir in diesem spezifischen Kontext einen multidisziplinären Ansatz für die Elternschaft (Chapon-Crouzet, 2005), welcher die soziohistorische Entwicklung, eine Neuordnung der Logik der Abstammung in den sozialen Beziehungen, ein Zeichen der Veränderung der Familienordnung, ihrer Funktionen und ihrer Verbindungen, widerspiegelt.

Elternschaft, ein multidisziplinärer Ansatz

Unser Verwandtschaftssystem bezieht sich auf eine definierte Struktur, auf spezifische Begriffe, die einen bestimmten Platz für jede Person in der Familie festlegen. Die Bezugnahme auf diesen vorgegebenen verwandtschaftlichen Rahmen des Kindes erlaubt es nicht, die Erweiterung

bestehender Kindesverhältnisse anzuerkennen, die weder auf aufgrund eines Kindesverhältnisses durch Abstammung, Schwägerschaft noch Geschwisterbeziehung gründen, so wie dies der Fall ist, wenn das Kind in einer Pflegefamilie ist, einer Familienordnung, die nicht seine eigene ist.

Der Begriff der Elternschaft ist breiter, offen für neue Perspektiven. Es handelt sich um eine flexible Definition, die den dynamischen Aspekt, die Tatsache, ein Elternteil zu sein und zu bleiben, über persönliche, strukturelle oder kontextuelle Säumnisse hinweg betont (Sellenet, 2000, 3).

Dieser Ansatz betont die Funktion des Elternseins wie dies innerhalb des Verwandtschaftssystems der Fall ist und eröffnet Personen, welche die Funktion von Eltern ausüben die Möglichkeit einer Erweiterung der Elternbeziehungen.

Pflegeelternschaft

Die Verwendung des Begriffs Verwandtschaft bedeutet, dass das anvertraute Kind genealogisch und rechtlich in einer neuen Familie eingefügt wird, was den Weg für eine Expansion von Kindesverhältnis, Geschwisterverhältnis und Schwägerschaftsverhältnis öffnet. Unser derzeitiges Verwandtschaftssystem lässt jedoch die Anerkennung von ausgewählten Bindungen nicht zu. Die Verwandtschaft ergibt sich entweder aus einer biologischen oder adoptiven Elternschaft, nie aber aufgrund einer ausgewählten Bindung, wie dies in der Teilhabe am täglichen Leben mit den Schwiegereltern in neuzusammengesetzten Familien, in homoparentalen Familien oder Pflegepaaren in Pflegefamilien zu finden ist. Der Begriff der Verwandtschaft erscheint daher hier unangemessen.

Der multidisziplinäre Ansatz (rechtlich, anthropologisch, soziologisch, psychologisch) ermöglicht es, die Pflegeelternschaft unterschiedlich anzugehen, indem sie die mögliche Existenz verschiedener Elternfiguren, die Zirkulation von Kindern und die Bedeutung des Zusammenlebens berücksichtigt. Wir glauben, dass die Beziehung, die das Pflegepaar mit dem betreuten Kind aufbaut, Teil einer einzigartigen, sehr speziellen Pflegeelternschaft ist.

Diese Analyse trifft auf viele Widerstände, auch unter Fachleuten, die mit Kindern arbeiten, die auf verzerrten Konzeptionen beruhen, insbesondere der Annahme, dass es für ein Kind unmöglich ist, mehrere Bezugspersonen zu haben, der Annahme, dass interne Konflikte im Kind vorhanden sind, wenn mehrere mütterlichen Figuren bestehen, verbunden mit der Ansicht, dass eine einzige Mutterfigur, die Rückkehr in die Herkunftsfamilie so schnell wie möglich fördert (wir denken hier an den Widerstand in Bezug zur Monotropie) oder im Gegenteil, die Adoption in der Pflegefamilie. Um den Widerstand einiger Kinderfachleute zu überwinden, verweisen wir auf die neusten Forschungsergebnisse zu diesem Thema, die zeigen, wie wichtig es ist, den Widerstand gegen das Kindesverhältnis und das Zugehörigkeitsverhältnis zu überwinden.

Pflegeelternschaft und Familienvertretungsmodi (modes de suppléance)¹

Wir folgen der konzeptionellen Analyse der Familienvertretung (suppléance familiale) (Durning 1999, Chapon-Crouzet 2005), d.h. dass die Pflegefamilie zur Herkunftsfamilie, die für eine Weile auf ihrem elterlichen Weg geschwächt ist, ergänzend hinzukommt, sie aber nicht ersetzt. Wir ziehen hier zwei Ansätze heran, die der Familienvertretung (suppléance familial) und die der

¹ Kapaun. N., 2014, Parentalité d'accueil et relations affectives, PUP, Aix-en-Provence, pp 131

Elternschaft, um zu einer Konzeptualisierung der Pflegeelternschaft zu gelangen. Diese Arbeit basiert auf mehreren Studien, zunächst auf Untersuchungen mit 40 Pflegeeltern der Kindersozialhilfe, dann auf einer Studie mit 25 anvertrauten Kinder, welche die Wahrnehmungen und Diskurse über die emotionalen Beziehungen in Pflegefamilien anhand verschiedener Faktoren hinterfragen: die Geschichte des Pflegekindes, die Eigenschaften des Kindes, die Umstände der Unterbringung, die Geschichte der Eltern, die Wahrnehmung und Einstellung der Pflegefamilie, die Wahrnehmung der Dauer der Unterbringung, die Häufigkeit der Begegnungen mit den Eltern....

Diese Arten von Familienvertretung (*modes de suppléance*) bauen auf einem Kontinuum zwischen Familiensubstitution (*substitution parentale*) und elterlicher Vorherrschaft auf. Die *substitutive Familienvertretung (suppléance substitutive)* ist gekennzeichnet durch die Substitution durch die Pflegefamilie während der Langzeitvermittlung; *die geteilte Familienvertretung (suppléance partagé)* ist eine Art Doppelzugehörigkeit, die eine gemeinsame Elternschaft widerspiegelt, dies unter Berücksichtigung der Vergangenheit und den gegenwärtigen Verhältnissen und zu einer Co-Elternschaft führen kann. Die *unterstützende Familienvertretung (suppléance soutenance)* ist auf die Unterstützung der Elternschaft und punktuelle Intervention ausgerichtet, und schliesslich zeigt die *unbestimmte Familienvertretung (suppléance incertaine)* eine Situation der Warteposition und eines emotional isolierten Kindes.

Substitutive Familienvertretung (*suppléance substitutive*): Substitution bezeichnet die Tatsache, den Platz des anderen Elternteils zu übernehmen; hier übernimmt die Pflegefamilie den Platz der Herkunftsfamilie und betrachtet das Kind darüber hinaus als sein eigenes Kind. Angesichts einer nichtexistenten elterlichen Beziehung, eines Bindungsverlustes ersetzt die Pflegefamilie allmählich die Herkunftsfamilie und nimmt den gesamten von den Eltern freigelassenen Platz in Anspruch. Man orientiert sich also entweder an einer Langzeitunterbringung oder einer Adoption.

Geteilte Familienvertretung (*suppléance partagé*): Es geht hier um Situationen, in denen sowohl Pflege- als auch Herkunftsfamilie die Bedeutung des anderen anerkennen. Das Kind bewegt sich zwischen den beiden Familien, entwickelt emotionale Bindungen zur Pflegefamilie und entwickelt neue Beziehungen zu seiner Herkunftsfamilie. Die bedingt geteilte Zeit, geteilte Aufenthaltsorte, geteilte Bindungen und die Entwicklung einer doppelten Familienzugehörigkeit.

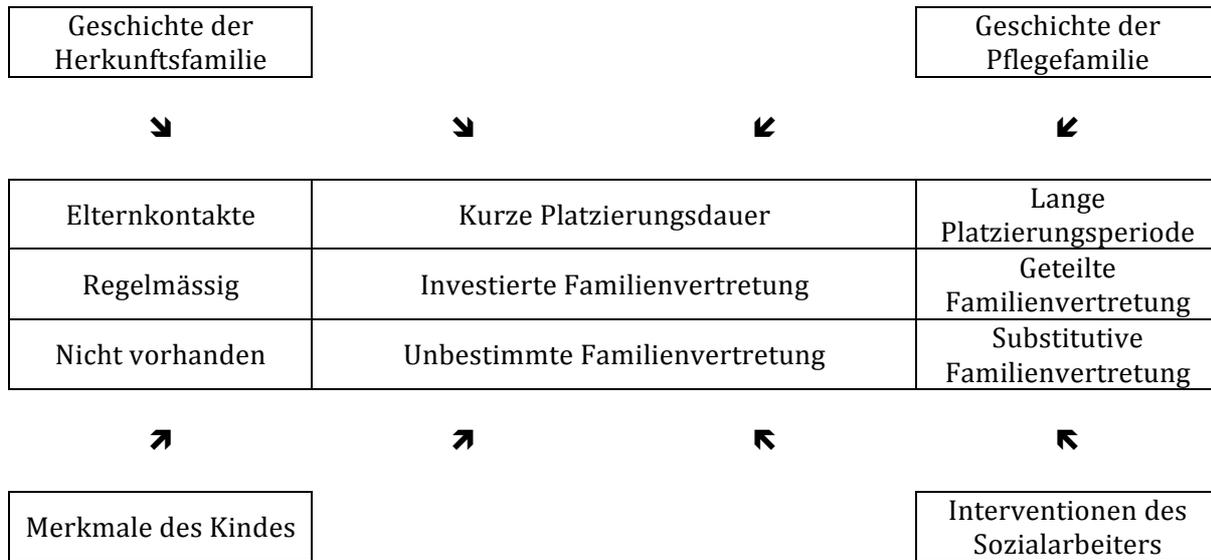
Unterstützende Familienvertretung (*suppléance soutenance*): Die Pflegefamilie ist hier eine vorübergehende elterliche Ergänzung, sie unterstützt die Herkunftsfamilie, die ihren Platz als Eltern lebt und beansprucht. Die unterstützende Familienvertretung ist gekennzeichnet durch gelegentliche Unterstützung der geschwächten Elternschaft.

Unbestimmte Familienvertretung (*suppléance incertaine*): Die beiden Familien sind hier nicht sehr engagiert, das Kind hat keine echte emotionale Unterstützung, die Platzierung erfolgte spät und ist von kurzer Dauer.

Die Grenzen zwischen den Familienvertretungsmodi (*modes de suppléance*) sind fragil und bezüglich Dauer und Geschichte der Platzierung durchlässig. Die gegebene Orientierung ist relativ und punktuell, sie präjudiziert nicht eine mögliche Veränderung und Entwicklung in Richtung einer anderen Achse nach bestimmten Faktoren (Unterbrechung der Elternbesuche oder im Gegenteil die Unterbringung zwecks wahrscheinlicher Rückkehr des Kindes in seine Herkunftsfamilie, Interventionen von Sozialarbeitern usw.). Das Familienleben in der Pflegefamilie erfordert Anpassungsfähigkeit und Abstandnahme, die Rahmenbedingungen ändern sich ständig in Anbetracht aller beteiligten Akteure und Interaktionen. In derselben

Pflegefamilie können je nach betreuten Kindern und der in der Familie verbrachten Zeit mehrere Arten der Familienvertretung (modes de suppléance) nebeneinander bestehen. Jede Vertretungsart kann je nach Dauer der Platzierung, der in der Familie verbrachten Zeit..... zu einer neuen Familienvertretung (suppléance) führen.

Diagramm: Die Familienvertretungsarten (modes de suppléance) und ihre Faktoren

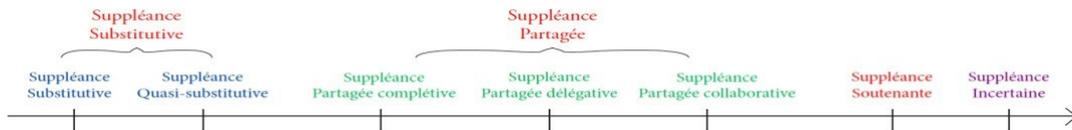


Die Analyse der Familienvertretungsarten (modes de suppléance) und die Anerkennung der unterschiedlichen Bindungsbeziehungen innerhalb von Pflegefamilien haben sich in den letzten Jahren in Frankreich und Europa verbreitet. Sie ermöglicht es, die Ansichten und beruflichen Praktiken der Pflegeeltern zu hinterfragen, den Platz des Kindes in der Pflege- und Herkunftsfamilie besser zu berücksichtigen und die ***Vorstellung vom Pflegeelternprofil und von was als familiäre Normalität im Kinderschutz*** gilt in Frage zu stellen. Wir haben diese analytische Arbeit 2016 in einer breit angelegten Studie fortgesetzt, welche Pflegekindern im Alter von 5 bis 21 Jahren, aber auch Eltern, Pflegeeltern und allen Kindern, die sich um das Pflegekind herum bewegen, eine Stimme gibt. Diese vom ONPE in Frankreich finanzierte multidisziplinäre Forschungsarbeit dauerte zwei Jahre (Chapon, Neyrand, Siffrein-Blanc, 2018). Mehr als 110 Interviews wurden durchgeführt, 25 Kinderdossiers wurden analysiert, ein soziologisches und rechtliches Cross-Lese-Raster wurde verwendet, um die Typologie der Familienvertretungsarten (modes de suppléance) zu verfeinern und rechtliche Vorschläge zur Änderung der Berufspraxis und der Kinderschutzgesetzgebung in Frankreich zu unterbreiten, insbesondere in Bezug auf die Adoption.

Wir werden kurz das neue System der Familienvertretungsarten (modes de suppléance) vorstellen, wobei wir uns auf die Fortschritte konzentrieren und uns dann auf die möglichen Verschiebungen zwischen Platzierung und Adoption konzentrieren.

Verfeinerte Familienvertretungsarten (modes de suppléance) für ein besseres Verständnis der Pflegedynamiken

Die neuste Forschung verfeinert die Analyse der vier Arten der Familienvertretung (modes de suppléance), indem sie die ganze Vielfalt und Komplexität der emotionalen Beziehungen berücksichtigt, die in verschiedenen Situationen der Platzierung erlebt werden.



Die Substitution (la substitution) ist charakteristisch für eine Langzeitplatzierung, die sich in Richtung elterliche Substitution bewegt, die Massnahme kann von einer Pflegemassnahme in eine potenzielle oder sogar tatsächliche Adoptionsmassnahme übergehen. Die Unterscheidung zwischen der Wahrscheinlichkeit und der Wirksamkeit der Adoptionsmassnahme ist wesentlich:

Es gibt zwei Arten von Situationen.

- Die erste Situation, in der die Wahrscheinlichkeit und Wirksamkeit der Adoptionsmassnahme übereinstimmen, ist die **substitutive Familienvertretung (Suppléance substitutive)**. Hier erleben wir den Übergang von einer Pflege- zu einer vollen Adoptionsmassnahme. Das Kind wie auch die Pflegefamilie wechseln den Status, wobei es in diesem Fall zu einer Substitution im wahrsten Sinne des Wortes kommt, da die Pflegefamilie zur Adoptivfamilie des Kindes wird.
- Die zweite Situation, in der die Wahrscheinlichkeit der Adoption nur hypothetisch geblieben ist und das Kind seinen Status als Pflegekind behält und nicht von der Pflegefamilie adoptiert wird= **Quasi-substituierende Familienvertretung (Suppléance quasi-substitutive)**. Hier stellen sich viele Fragen sowohl für die Pflegefamilie als auch für das anvertraute Kind, aber die Kontinuität von Zugehörigkeitsgefühl und von entscheidender Familienpflegeanerkennung werden nicht in Frage gestellt.

Diese Art der Familienvertretung ist **fast vollständig ersetzend (quasi-substitif)**, weil es entweder keine institutionelle und rechtliche Anerkennung der Auflösung der ursprünglichen Herkunft gibt, oder weil der elterliche Verzicht zwar erwiesen ist, die Zustimmung zur Adoption aber noch ausstehend ist, dies weil eine echte Bindung zwischen dem anvertrauten Kind und seiner Pflegefamilie gegeben ist, aber kein Wunsch nach Begründung eines Kindschaftsverhältnisses der Pflegefamilie da ist.

In beiden Fällen befinden wir uns in einer Vielzahl von Beziehungen, die eine offiziell anerkannt, die andere inoffiziell.

Die geteilte Familienvertretung (suppléance partagé) wird als Doppelzugehörigkeit dargestellt, die eine gemeinsame bzw. geteilte Elternschaft von emotionalen Beziehungen und Bindungen widerspiegelt, die im Laufe der Zeit aufgebaut werden. Es handelt sich um eine Aufteilung der Eltern- und Erziehungsfunktionen zwischen den beiden Familien, die eine Vielzahl von Verbindungen erzeugt.

Die beobachteten Situationen werden in drei Möglichkeiten unterteilt: **komplementär, delegiert oder kollaborativ**.

- **Die Komplementäre** grenzt an die quasi-substitutive Familienvertretung (suppléance quasi-substitif), mit dem identischen Wunsch des Kindes und der Pflegefamilie sich zu verbinden, aber mit anwesenden Eltern, die ihr Besuchsrecht sehr willkürlich ausüben, mit vielen Unterbrüchen von mehreren Monaten oder sogar Jahren.
- **Die Delegierte** zeichnet sich durch Eltern aus, die gegen eine Platzierung sind oder die ihre Erziehungsfunktionen und ihr Besuchsrecht wenig wahrnehmen und deren grosse

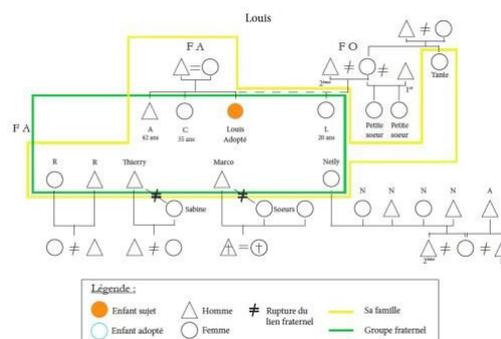
Instabilität durch eine sehr aufgeblähte emotionale Bindung zu ihrem Kind gekennzeichnet ist.

- **Die Kollaborative** zeichnet sich durch kollaborative Eltern aus, die die Wichtigkeit der Platzierung ihres Kindes erkennen, die bestimmte elterliche Funktionen übernehmen und eine kollaborative Haltung gegenüber der Pflegefamilie und/oder -platz einnehmen, es finden regelmässige Treffen mit dem Kind statt und die Eltern zeigen Ausdruck der Verbundenheit mit dem Kind. Die kollaborative geteilte Familienvertretung (*suppléance partagée collaborative*) zeichnet sich dadurch aus, dass jede Pflegefamilie und Herkunftsfamilie vorbehaltlos einen Platz beim Kind hat. Die Familien teilen die elterlichen Funktionen und die Zuneigung des Kindes ohne Anmassung oder Konfrontation und zeigen gegenseitiges Verständnis für die Bedeutung des Platzes des anderen.

Die Formen der unterstützenden und unbestimmten Familienvertretung (*suppléance soutenante et incertaine*) ändern sich nicht, die eine ist auf die Unterstützung der Herkunftsfamilie und gelegentliche Intervention durch Kinderschutzdienste ausgerichtet, die andere bezieht sich auf eine Situation der Warteposition und auf ein Kind, das sowohl von der Herkunftsfamilie als auch auf der Pflegefamilie emotional isoliert ist.

Fokus auf substitutive Familienvertretung (*suppléance substitutive, quasi-substitutive und complétive*), quasi-substituierende und komplementäre Familienvertretung: Verschiebung zur Adoption?

Substitutive Familienvertretung (*suppléance substitutive*) Louis kam im Alter von 7 Monaten in seine Pflegefamilie und wurde dann im Alter von 3 Jahren von der Pflegefamilie adoptiert. Heute ist er 18 Jahre alt, ein Junge, der noch immer Kontakte zu einem Teil seiner biologischen Familie (seiner Schwester, seiner Tante) hat, dank der Treffen, die nach seiner Adoption durch seine Adoptiveltern fortgesetzt wurden.



Quasi-substitutive Familienvertretung (*suppléance quasi-substitutiv*), inoffizielle Bindungen?

Nina kam im Alter von 5 Tagen in ihre Pflegefamilie, ist jetzt 10 Jahre alt und wird voraussichtlich bis zur Volljährigkeit in ihrer Pflegefamilie bleiben. Letztes Jahr wurde sie gemäss Artikel 350 unter behördliche Vormundschaft gestellt. Ihre Geschichte ist recht komplex, sie wird zuerst von X geboren und im Alter von 5 Tagen mit dem Ziel einer möglichen Adoption, in einer Pflegefamilie untergebracht. Zwei Monate später wird sie von ihren

biologischen Eltern anerkannt, die Mutter zieht sich dann zurück, und das Kind wird vorläufig vom Kindersozialdienst aufgenommen.

Von Anfang an seit der Unterbringung stellen die Sozialdienste den Mangel an Emotionen und Zuneigung seitens der Mutter fest, die als kalte Frau beschrieben wird, die sich nicht für ihr Kind interessiert, der Vater ist ein Mann mit grossen psychologischen Schwierigkeiten. Etwa im Alter von 2 Jahren stirbt der Vater von Nina, die Mutter bricht die Besuche an Ninas drittem Geburtstag ab. Zwei Jahre später kommt es zu einer Übertragung des elterlichen Sorgerechts.

Wir sehen hier, dass die **Frage der Zeit** entscheidend ist. Der Richter und die Sozialdienste geben den Eltern Zeit, Bindungen und Zuneigung zu ihrem Kind zu entwickeln, obschon die Analyse aller Kinderakten in concreto frühe Anzeichen von Vernachlässigung aufzeigten.

Dieser Zeitbegriff hat für Kinder und Sozialdienste eine unterschiedliche Bedeutung mit verschiedenen Folgen.

Für Erwachsene, Sozialarbeiter, geht es darum, "abzuwarten und zu sehen, was passiert, wenn sich das elterliche Problem ändert".... Diese Position findet sich in vielen europäischen Ländern, in Frankreich, Deutschland, Belgien, Italien und Spanien. Aber was sind die Konsequenzen für die Fachleute? Es gibt ihnen das Gefühl, Eltern die Chance gegeben zu haben, ihre Elternschaft wie Beziehungen zu ihrem Kind aufzubauen, das Blutsband nicht zu lösen. Und was ist mit dem Kind?

Die gesamte Forschung zu diesem Thema zeigt das Gefühl von Unsicherheit bei den anvertrauten Kindern, ihre Angst vor dem Verlust ihres Lebenswohntes bei der Pflegefamilie (Canali, Maluccio, Vecchiato, 2011, Chapon, Neyrand, Siffrein-Blanc, 2018).

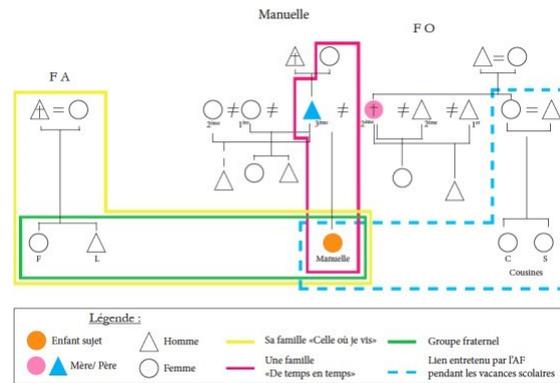
Dieses Zeitverständnis hat nicht die gleiche Bedeutung oder die gleichen Folgen für das Kind. Es dauerte 8 Jahre, bis Nina unter behördliche Vormundschaft kam und somit adoptierbar wurde.

Obschon die Pflegefamilie zu Beginn der Massnahme mit einer Adoption einverstanden gewesen wäre, als Folge des Todes eines ihrer Kinder vor zwei Jahren, kommt die Adoptionsmassnahme zu spät in der Geschichte der Pflegefamilie, da sich letztere nicht mehr in der gleichen Situation befindet.

Komplementäre Familienvertretung (*suppléance complétive*), Wahlverbindungen

Die Hauptunterscheidung zwischen quasi-substitutiver² und komplementärer Familienvertretung (*suppléance*) bezieht sich auf einen entscheidenden Faktor: **die Abwesenheit oder Anwesenheit der Eltern**, die anderen Faktoren sind ähnlich (gegenseitige Bindung zwischen dem Kind und der Pflegefamilie, langfristige Unterbringung, etc.). Trotz Unterbrüchen bei den Elternbesuchen, haben entweder die Mutter oder der Vater mehr oder weniger die Treffen mit dem Kind und die Beziehung zum Kind während der Platzierung aufrechterhalten.

² Bei der quasi-substitutiven Familienvertretung sind alle Kriterien erfüllt, um eine echte Substitution der Pflegefamilie durch die Herkunftsfamilie zu ermöglichen, doch blockiert ein einziges Element die Verschiebung der Situation: der Status des Kindes in einem provisorischen Pflegeverhältnis, eine gerichtliche Platzierung oder ein DAP, obschon gemäss Artikel 388-1 ein Verzicht möglich wäre. Obwohl alle Faktoren zusammenspielen (Abwesenheit der Eltern, eine starke gegenseitige Bindung zwischen der Pflegefamilie und dem Kind) wird das Kind in einem Zustand gehalten, der der erlebten Situation nicht entspricht.



Manuelle wurde im Alter von 15 Tagen notplatziert, weil ihre Mutter nicht in der Lage war, sich um sie zu kümmern und ihr Vater sie nicht anerkannt hatte. Sie blieb dort bis zum Alter von 8 Monaten, bis zum Zeitpunkt wo sie von einer Pflegefamilie aufgenommen wurde. Sie ist jetzt 12 Jahre alt und lebt immer noch in der gleichen Familie, was für sie eine stabile, sichere und liebevolle Umgebung darstellt. Ihre Mutter starb kurz nach ihrer Platzierung und ihr Vater nahm nach einer behördlichen Aufforderung wieder eine lose Beziehung zu ihr auf, sie war damals 2 Jahre alt.

Um die familiäre Situation für das Kind zu stabilisieren, unterbreiten die Behörden dem Vater die Idee einer einfachen Adoption durch die Pflegefamilie. Von diesem Moment an beginnt der Vater auf Stur zu schalten, da er der Ansicht ist, dass der Behördenvertreter, seine Tochter zur vollen Adoption freigeben möchte, ohne dabei zwischen einfacher und vollen Adoption zu unterscheiden. Der Vater lehnt den Antrag trotz einer schwachen Beziehung zu seinem Kind ab.

Ein kritischer Blick auf die beobachteten Situationen

In den analysierten Situationen werden die betreuten Kinder aufgrund ihres Hintergrunds spät adoptierbar, sie sind meist unter 10 Jahre alt, aber keine Säugling mehr. Wenn immer möglich, korreliert das Adoptionsprojekt mit dem Bindungsverhältnis zur Pflegefamilie, wenn dies nicht möglich ist, wird dies sowohl auf der Seite der Pflegefamilie als auch auf der Seite des Kindes oft als ein echtes Zerreißen erlebt. Die Bereitschaft ein Kindesverhältnis zu schaffen, muss nicht nur wechselseitig sein, sondern auch realisierbar erscheinen. Doch der bloße Wille reicht nicht aus, manchmal bringt die Kombination der Lebenssituationen der Herkunftseltern, der Pflegefamilie, des Kindes und der Behörden, dass ein Kind, das unter behördlicher Vormundschaft steht, dies für den Rest seines Lebens bleiben wird, wie unter einer quasi-substitutiven Familienvertretung (suppléance quasi substitutive).

In vielen Berichten wird eine geringere Adoptionrate von Kindern in den Sozialdiensten der Departemente als von Kindern in Frankreich festgestellt, aber dies gilt auch für viele europäische Länder. Dieser Unterschied ergibt sich aus der Tatsache, dass eine Minderheit dieser Kinder adoptierbar ist (-200/Jahr). In der Tat ist die Adoption eine Möglichkeit, ein Kind ohne Familie zu schützen: Sie ermöglicht es, dem Kind eine Ersatzfamilie zu geben.

Die Hindernisse für die Eröffnung einer gerichtlichen Verzichtserklärung sind vielfältig und zahlreich: die Länge der Verfahren, die Zurückhaltung der Institutionen, die Aufrechterhaltung der Beziehungen zu den Herkunftseltern und die Bindung zur Pflegefamilie.

Die Zurückhaltung der Institutionen bei einer Verzichtserklärung und die Aufrechterhaltung der Blutsbanden

Sowohl den Sozialdiensten (Million, 2005, Nr. 398) als auch den Richtern (Poussin, 1990, 112; Neirinck, 1984, 130; Massip, 1981, 101) wurde vorgeworfen, die biologischen Kindesverhältnisse zu bevorzugen. So verkünden die Richter – im Interesse des Kindeswohles – selten den Rückzug der Eltern und unterlassen es lange eine Verzichtserklärung zu eröffnen, in dem sie Zeit verstreichen lassen.

Pflegeltern prangern diesen Zustand an, da ein System vorherrscht, das sich eher an den Eltern als an der "Unterstützung des Kindes" orientiert. Solange ein Elternteil anwesend ist (unabhängig von der Qualität seiner Anwesenheit), verzögert sich die Verzichtserklärung und das Kind zieht in seine Pflegefamilie ein und bewegt sich allmählich in Richtung quasi-substitutive Familienvertretung (*suppléance quasi-substitutive*).

Die Haltung, den biologischen Eltern Vorrang einzuräumen, ist bei den Kinderschutzdiensten, Pflegeeltern und einigen Belegschaften sehr präsent, so dass es für Pflegeeltern schwierig erscheint, spontan über eine Adoption des Kindes sprechen zu können. Das Thema ist gefürchtet, wenn nicht sogar tabu. Die Idee einer Adoption kann von einigen Sozialdiensten als Wunsch nach Aneignung des anvertrauten Kindes, als Zeichen einer "pathologischen Verbindung" oder einer unprofessionellen Haltung der Pflegeeltern identifiziert werden, die zu Reflexionen und Haltungen der Belegschaften führen kann, die im Gegensatz zu denen der Pflegeeltern stehen. Wir stellen fest, dass die getroffenen Massnahmen meist Teil eines Ansatzes sind, der darauf abzielt, die grundlegenden Interessen und Rechte des Kindes und seiner Eltern, die nicht unbedingt miteinander vereinbar sind, in Einklang zu bringen. Dieser Ansatz, der in diesen spezifischen Situationen der quasi-substitutiven Familienvertretung (*suppléance quasi-substitutive*) gleichkommt, verzögert die Adoptierbarkeit des Kindes, schwächt das mögliche Adoptionsprojekt, wie auch die Bindung des Kindes zu seiner Pflegefamilie und letztlich sein Recht, ihm ein stabiles Familienleben zu garantieren.

Umdenken bei der Adoption: auf substitutive, quasi- substitutive und komplementäre Familienvertretung (suppléance) eingehen

Zwei Adoptionen und ein einziger Status, um in Frankreich adoptierbar zu werden.

Einfache Adoption und volle Adoption, ganz unterschiedliche Massnahmen in Frankreich.

Die volle Adoption gründet auf dem Modell der Substitution und wird auch so praktiziert. In der Tat hebt sie die zuvor etablierte Rechtslage auf. Das adoptierte Kind profitiert von der Familienintegration in allen Bereichen der Verwandtschaft³. Das Gesetz beseitigt die Blutsbande, um das Adoptionsverhältnis zum einzigen Rechtsverhältnis zu machen. Die Adoption ist exklusiv und eliminierend⁴.

Die einfache Adoption unterscheidet sich grundlegend von ihr, da sie die Hinzufügung eines Kindsverhältnisses ermöglicht. Die einfache Adoption pflegt die bisherige Bindung weiter und schafft gleichzeitig eine neue Bindung. Sie schafft zwischen den zwei Bindungen ein

³ Artikel 358 des französischen Zivilgesetzbuches.

⁴ Caroline Siffrein-Blanc, La parenté en droit civil français, Etude critique, PUAM, 2009, n°62.

Gleichgewicht in Bezug auf die elterlichen, identifizierenden, alimentären⁵ Funktionen wie auch in Bezug auf die Erbenstellung⁶, aber organisiert auch eine Familienvertretung (suppléance) bezüglich der elterlichen Verantwortung. In der Tat geben die Herkunftseltern ihre elterliche Autorität⁷, zugunsten der neuen Adoptionsbeziehung völlig ab.

Die Adoption ein Rechtsinstrument zum Schutz des Kindes⁸

Falls in Frankreich die Pflegefamilie als bevorzugte Lösung im Kinderschutz fortbestehen bleibt, hat es die Adoption schwer, sich als Schutzmechanismus zu etablieren. So bleibt im Falle einer festgestellten unmöglichen Rückkehr in die Herkunftsfamilie, angesichts der schwerwiegenden Mängel oder der dauerhaften Unfähigkeit der Eltern, ihre elterliche Verantwortung wahrzunehmen, eine bestimmte Anzahl von platzierten Kindern während ihrer gesamten Kindheit und Jugend bis zu ihrer Volljährigkeit in einem definitiven Platzierungsverhältnis, ohne in der Lage zu sein, ein Verhältnis der Bindung und Zugehörigkeit zu einer anderen Familie vollständig aufzubauen. Diese Feststellung wurde in den letzten Jahren in zahlreichen Studien und Berichten in Frankreich gemacht (darunter Jean-Marie Colombanis Bericht,⁹ der Igas Bericht¹⁰, der Bericht der National Academy of Medicine¹¹, der ONED-Bericht¹², die von mehreren Kinderschützern im Jahr 2013¹³ veröffentlichte "Advocacy for national adoption" und der „Child Protection and Adoption“¹⁴).

Alle Berichte konzentrieren sich auf das Thema Vernachlässigung, erlauben es aber nicht im Sinne einer Erweiterung die Adoption als Instrument des Kindesschutzes zu sehen.

Eine einfache Adoption könnte eine "zweite Familie" für Kinder sein, deren Eltern zutiefst unzulänglich sind, zu denen aber weiterhin Verbindungen bestehen. Es wäre ein hervorragendes Rechtsinstrument, um das Recht des Kindes auf Bildung und den Aufbau stabiler Familienbeziehungen zu gewährleisten und gleichzeitig seine Bindung an seine ursprüngliche elterliche Figur zu wahren¹⁵.

Eine einfache Adoption sollte als mögliche Kinderschutzmassnahme vorgeschlagen werden können, wenn die Herkunftsfamilie ihren Elternstatus nicht ausdrücklich oder implizit aufgeben

⁵ Artikel 367 Abs. 2 des Zivilgesetzbuches. Solange Betant-Robet, "Adoption", Dalloz Civ. Rep., S. 49, n°333.

⁶ Artikel 368-1 Abs. 1 des Zivilgesetzbuches.

⁷ Artikel 365 des Zivilgesetzbuches. V. Henri Mazeaud, Léon Mazeaud, Jean Mazeaud, François Chabas, La famille, Tome I, 3ème vol., 7ème éd. par Laurent Leveneur, Montchrestien, 1995, S. 475.

⁸ Jean-Marie Colombani, Rapport über die Adoption, the documentation française, 2008.S. 45.

⁹ Jean-Marie Colombani, Rapport über die Adoption, the documentation française, 2008.

¹⁰ Generalinspektion für soziale Angelegenheiten (Igas), Bericht über die Voraussetzungen für die Anerkennung der elterlichen Verzichtserklärung und ihre Folgen für das Kind, November 2009. Insbesondere wird in dem Bericht vorgeschlagen, dass in bestimmten Fällen nach einem Beschluss über die Übertragung der elterlichen Gewalt eine einfache Adoption gewährt werden kann.

¹¹ Professor Jean-Marie Mantz, Dr. Aline Marcoelli und Francis Wattel, "Facilitating National Adoption", National Academy of Medicine, Februar 2011.

¹² ONED, "La situation des pupilles de l'Etat - Enquête au 31 décembre 2011", Januar 2013.

¹³ Chris Benoît à la Guillaume, Sylvie Blaison, Marie-Laure Bouet-Simon, Sandrine Dekens, Catherine Lohéac und Annie Roussé, "Plaidoyer pour l'adoption nationale, 10 propositions pour une mobilisation en faveur des enfants délaissés", September 2013.

¹⁴ Bericht an das Sozial- und Gesundheitsministerium und das Familienministerium, "Vierzig Vorschläge zur Anpassung von Kinderschutz und Adoption an die heutigen Gegebenheiten", unter der Leitung von Adeline Gouttenoire, Februar 2014.

¹⁵ Bericht Nr. 655, "Kinderschutz", von Muguette Dini und Michelle MEUNIER, 25. Juni 2014. P. 75.

will, aber sich als dauerhaft unzureichend erweist¹⁶. Dies ist heute jedoch nicht der Fall¹⁷. Sie würde auf Situationen einer quasi-substitutiven und komplementären Familievertretung reagieren (suppléance quasi-substitutive und complétive).

Fazit

Ebenso muss man überzeugt sein, dass Überzeugungsarbeit zur Aufwertung und Entmystifizierung der Adoption als mögliche Schutzmassnahme gemacht werden muss, um den Widerstand von Fachleuten zu vermeiden und die elterliche Unterstützung zu fördern, damit die Betreuung für Kinder, ihre emotionale Stabilität und ihre Entwicklung gesichert sind.

Es ist wichtig, aus der gegenwärtigen Verweigerung und ideologischen Verwirrung herauszukommen und eine Anerkennung der Bindungen und Verhältnisse zwischen den verschiedenen Bezugspersonen rund um das Pflegekind möglich zu machen.

¹⁶ Clotilde Brunetti-Pons, "Gesetzesvorschlag zum Kinderschutzrecht: Analyse aus der Adoptionsperspektive", Gazette du Palais, 06. Januar 2015 Nr. 6, S. 5.

¹⁷ Clotilde Brunetti-Pons, Op. cit. S. 5.